

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

OKTOBER 2021



Männer wie Marteria



Entdecken Sie, warum dieses Exemplar des BMW 8er Gran Coupé die Signatur von Wolf Prix trägt.



dior.com - 06929993467



DIOR

# WHAT MOVES YOU, MAKES YOU

Cillian Murphy with his StarWalker UltraBlack.  
Turning words into worlds.



**MONTBLANC**

SeaQ Panoramadatum  
Tauchen Sie ein in das Original



Glashütte  
ORIGINAL

glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Glashütte Original Boutique • QF, Quartier an der Frauenkirche • Töpferstraße 4 • 01067 Dresden  
Tel. +49 (0)351 82 12 59 70 • E-mail: Boutique.Dresden@glashuette-original.com

Beijing • Dresden • Hong Kong • Macau • Shanghai • Shenyang • Tokyo • Vienna • Xi'an

# MIT DEN JAHREN

**J**a, Außerirdische interessieren mich nicht die Bohne. Wobei: Ich kann mir eigentlich kein Urteil erlauben, nicht einmal aus der Ferne, denn ich kenne so wenige von ihnen. Wenn ich doch mal einen treffen sollte, kann ich ihm oder ihr immerhin sagen, dass wir in dieses Heft, das sich dem weiten Thema Männer widmet, ein großes Porträt über Erich von Däniken gesetzt haben: Ich hoffe, das wird sie gegenüber einem Ungläubigen besänftigen. Nicht, dass Sie jetzt denken, wir hätten unseren Schweizer Korrespondenten Johannes Ritter um ein Porträt gebeten, weil wir die Extraterrestrischen in vorausweisendem Gehorsam um Milde bitten wollten. Nein, sondern wegen dieses Phänomens: Däniken arbeitet seit einem halben Jahrhundert an seinem Lebensthema und sitzt noch mit 86 Jahren täglich am Schreibtisch. Und wenn ich mir das Foto anschau, das Philipp von Dittfurth von ihm gemacht hat, dann wirkt er wie der Kommandant eines kleinen Raumschiffs, das bald abhebt. Dieser etwas umständliche Einstieg dient mir als Überleitung zum Thema Altern, das wir in diesem Heft an mehreren Beispielen veranschaulichen. Damit meine ich nicht meinen Kollegen Timo Frasch, der einen wunderbaren Artikel geschrieben hat über seinen Versuch, ein Theaterstück bei einem Verlag unterzubringen (und dafür von Alter, Herkunft und Geschlecht her nicht qualifiziert zu sein scheint). Ich meine unseren Mitarbeiter Matthias Krienbrink, der beschreibt, wie schwierig es ist, als Schwuler älter zu werden. Nun könnten Sie einwenden: Das ist nie ein Kinderspiel. Aber lesen Sie mal, welche Probleme sich da aufstürzen können! Und ich meine Rudi Hell, einen der letzten Fischer am Rhein, der auch wegen der ganzen Arbeit mit Mitte 80 noch so wirkt wie Andere mit Mitte 50 – mein Kollege Reiner Burger war mit an Bord. Wie bekomme ich jetzt die Kurve zu der ausgedrückten Zahnpastatube, die hier unten auf der Seite rumliegt und die ich erst gerade entdeckte, weil ich es mit dem Text endlich bis hierher geschafft habe? Sie steht für die Verkleidungen, in die sich Künstler in Kongo zwängen, um Missstände anzuprangern. Sehen Sie selbst, von Seite 56 an! Außerdem nehme ich die Tube jetzt einfach mal als Sinnbild dafür, dass man aus seinem Leben alles rausquetschen sollte, selbst wenn man knittig geworden ist. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:  
Julia Anton, Julia Bähr, Dr. Reiner Burger, Johanna Christner, Johanna Dürrholz, Markus Ebner, Claus Eckert, Sebastian Eder, Timo Frasch, Aylin Güler, Kevin Hanschke, Hannes Hintermeier, Caroline Jebens, Matthias Ketenbrink, Ben Kuhlmann, Roland Lindner, Johannes Ritter, Julia Schaaf, Dr. Lucia Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Simon Schwartz, Bernd Steinle, Artur Weigandt, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Walter Wille

Bildredaktion:  
Henner Flohr

Art-Direction:  
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

Anzeigen:  
Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)

Hersteller:  
Andreas Gierth

Druck:  
Mohr Media Mohndruck GmbH  
Carl-Borchersmann-Straße 161M  
33311 Gütersloh

# FEELS LIKE PRADA



#FEELSLIKEPRADA

PRADA.COM

FOTOS: KAREN HORN, FRANKRÖTH, JENS GYRWART, ANNA ZHUKOVETS



**JOHANNES RITTER**, seit sieben Jahren Schweiz-Korrespondent der F.A.Z., steht meist fest mit beiden Füßen auf der Erde, gern auch auf dem Berg (hier auf dem Fronalpstock über dem Vierwaldstätter See). Selbst dort, wo man dem Himmel besonders nahe kommt, sind ihm noch keine Außerirdischen begegnet. Dieses Schicksal teilt er mit Erich von Däniken, den er für uns porträtiert hat (Seite 26). Ritter traf den Bestseller-Autor hienieden: in dessen Büro in Interlaken.



**ARTUR WEIGANDT** verbrachte als Kind und Student viel Zeit in Kasachstan, Georgien, Russland, Belarus und der Ukraine. In Frankfurt studierte er Ästhetik. Deswegen hat er eine Vorliebe für alles, was andere hässlich finden. Für uns schreibt Weigandt, der zur Zeit eine Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule in München absolviert und sich gerade in der Ostukraine herumtreibt, gerne über Themen zwischen Ost, Pop und Trash. Da lag der Vokuhila nahe, dem er selbst zum Opfer fiel (Seite 38): ein Loblied auf die hässliche Frisur!

# MILTARREBETTER

**HANNES HINTERMEIER** glaubt mit Thomas Bernhard an die hohe Dunkelziffer von Todesfällen aufgrund eines „Kleiderhausprobierzellenschlags“. Denn Hosenkauf ist für viele Männer das Schlimmste. Doch die Neugier auf die 839 Quadratmeter große Wunderkammer der Familie Heilingbrunner in Cham siegte. Und am Ende verlief der längste Aufenthalt des Feuilleton-Redakteurs in einem Textilgeschäft glimpflich, ganz ohne Hosenprobe. (Seite 66)



**JULIA SCHAAF**, Redakteurin im Ressort „Leben“ der Sonntagszeitung, schreibt eigentlich nie über Kunst und Handwerk. Aber von der Bildgießerei Noack in Berlin war sie vom ersten Moment an begeistert: Wie viele Schritte, wie viel Können und Sinn für Schönheit braucht es eigentlich, damit aus einem spielzeuggroßen Tonmodell des Künstlers Jonathan Meese eine monumentale Bronze-Skulptur wird? Zwei Monate, drei Besuche – und ein Ort von archaischer Magic. (Seite 46)



Elegance is an attitude

*Simon Baker*  
Simon Baker

**LONGINES**



The Longines  
Master Collection

Erhältlich online [www.longines.de](http://www.longines.de)



Einfach praktisch:  
Wenn jemand Westen  
zu tragen weiß, dann  
sind das die Deutschen.  
Wir haben da ein paar  
Vorschläge. (Seite 18)



In Eimern: Künstler in  
Kinshasa prangern in  
phantasievoller Form  
soziale Missstände an.  
(Seite 56)



**ZUM TITEL**

Der Rapper Marteria wurde von Julia von der Heide im Berliner Tiergarten fotografiert. Er trägt eine Pufferjacke von Dolce & Gabbana und eine Kapuzenjacke von Armani Exchange.

- 17 CHARLOTTE VON MAHLSDORF
- 26 ERICH VON DÄNIKEN
- 46 JONATHAN MEESE
- 68 WILL SMITH
- 82 EDGAR SELGE

**IM WANDEL** Die klassische Kleinfamilie gilt häufig als Ideal. Ist das noch zeitgemäß? *Seite 30*

**IM BLICK** Für viele Designer war die Männermodewoche in Mailand ein Neustart. *Seite 40*

**IM KOPF** Das Theaterstück ist fertig – nur der Verlag fehlt noch. Ein Versuch. *Seite 44*

**IM ZWEIFEL** Macht das Altern homosexuellen Männern besonders zu schaffen? *Seite 54*

**IM HAUS** Kommt unerwartet Besuch vorbei, empfehlen wir: Spaghetti alla Puttanesca. *Seite 78*

**IM SINN** BMW fordert in der Königsklasse der Motorräder Harley-Davidson heraus. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 30. Oktober bei.  
**Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin



Ein Leben auf dem Fluss:  
Fischer zu sein, sagt  
Rudi Hell, liege einfach  
im Blut. Also ist er auch  
noch mit fast 85 Jahren  
weiter auf dem Rhein  
unterwegs. (Seite 72)

Kühle Anziehungskraft:  
Der Mann aus dem Eis  
und seine Ausrüstung  
ziehen seit 1998 viele  
Besucher nach Bozen.  
Doch es gibt noch andere  
gute Gründe für eine Reise  
nach Südtirol. (Seite 70)



FOTOS: LUCAS BALM, KIRSI PANNICOUKRE, INSA HAEGERMANN UND STEFAN FINGER, BRIGGEMAN

DER JAGUAR F-TYPE

FASTEN YOUR SEAT  
BELT.

Der Jaguar F-TYPE verkörpert legendäre Rennsport-Tradition. Mit bis zu 423 kW (575 PS), einer aktiven Sportabgasanlage mit Klappensteuerung und konfigurierbarem Dynamic-Modus bietet er perfektes Handling und unübertroffenen Fahrspaß.

[jaguar.de/f-type](http://jaguar.de/f-type)

Jaguar F-TYPE R AWD Coupé, 5.0 Liter V8 Kompressor mit 423 kW (575 PS) Automatik; Kraftstoffverbrauch in l/100 km: 15,7 (innerorts), 8,3 (außerorts), 11,0 (kombiniert); CO<sub>2</sub>-Emissionen in g/km: 252; CO<sub>2</sub>-Effizienzklasse: G (gem. VO [EG] Nr. 692/2008).



Aus der F.A.Z. vom 30. Oktober 1971: Zwei Polizisten im Gespräch mit einem Eisverkäufer im Central Park in New York

Foto Wolfgang Haut

## VOR FÜNFZIG JAHREN

Es war eine der größten Rollen von Al Pacino, und sie basierte auf wahren Begebenheiten. 1973 spielte er in „Serpico“ einen berühmten Whistleblower, der die New Yorker Polizeibehörde (NYPD) einige Jahre zuvor in einen Skandal gestürzt hatte. Frank Serpico war selbst Polizist und deckte systematische Korruption in den Reihen seiner Kollegen auf. Er versuchte, intern Alarm zu schlagen, konnte aber nichts ausrichten und ging schließlich frustriert zur New York Times. Die Zeitung veröffentlichte mit seiner Hilfe einen Enthüllungsbericht, der wie eine Bombe einschlug. Der New Yorker Bürgermeister John Lindsay sah sich gezwungen, eine Untersuchungskommission einzusetzen, die den Vorwürfen nachgehen sollte.

Es gab öffentliche Anhörungen, im Oktober 1971 sagte auch Serpico aus. Die Knapp Commission brachte schließlich einen Abschlussbericht heraus, der ein vernichtendes Bild von weit verbreiteter Korruption zeichnete, die bis in die höchsten Kreise der Polizei geduldet war. Sonst oft „New York's Finest“ genannt, standen die Polizisten als Schande für die Stadt da. Die Boulevardzeitung New York Post sprach einmal von „New York's Foulest“. Für die F.A.Z. berichtete am 30. Oktober 1971 Sabina Lietzmann über die Geschehnisse, mit Fotos von Wolfgang Haut.

Es war vor 50 Jahren offenbar gang und gäbe im NYPD, den Verdienst auf anrühige Weise aufzubessern. Eine der Quellen für die Geschichte in der New York Times sagte, es handle sich nicht nur um einen „faulen Apfel“, sondern um ein „faules Fass“. Ein anderer sagte, nach seiner Überzeugung sei es 90 Prozent der Polizisten lieber, ehrlich zu sein, aber sie sähen so viel Korruption um sich herum, dass sie es für zwecklos hielten, nicht mitzumachen. Dem Bericht zufolge nahmen Polizisten Geld von Drogendealern und ließen sie im Gegenzug unbehelligt ihrem Handel nachgehen oder zerstörten sogar belastendes Material. Auch gewöhnliche Geschäfte waren eine Einnahmequelle. Ein Betreiber eines Liquor Stores erzählte, er gebe Polizisten zu Weihnachten Geld und Gratisschnaps, im Gegenzug könne er darauf zählen, dass seine Kunden und Lieferanten keine Strafzettel fürs Falschparken bekämen. Inhaber von Lebensmittelläden zahlten gemeinsam einen Millionenbetrag im Jahr an Polizisten, um in Ruhe

gelassen zu werden. Im Bericht der Knapp Commission wurden die korrupten Polizisten in zwei Kategorien eingeteilt: die zahlenmäßig größeren „Grasesser“, die immer wieder mal die Hand aufhielten, und die aggressiveren „Fleischesser“, die zum Beispiel Geld von Drogendealern entrieben.

Korruption im NYPD gab es nicht erst vor 50 Jahren, und sie hörte damals auch nicht auf. Schon 1894 wurde ein Ausschuss eingerichtet, der sich mit Bestechlichkeit von New Yorker Polizisten beschäftigte. Und 1992 gab es eine abermalige Untersuchungskommission, die Mollen Commission. Sie kam zwar zu dem Schluss, dass „Grasesser“ nicht mehr allgegenwärtig seien wie 20 Jahre zuvor. Aber wenn ein Polizist korrupt sei, dann sei er in der Regel ein „Fleischesser“, also ein besonders krimineller Fall. Auf Empfehlung der Kommission wurde damals in New York ein Gremium zur Bekämpfung von Polizeikorruption eingerichtet, das jedes Jahr einen Korruptionsbericht veröffentlicht und das es noch immer gibt.

Die Zeiten des systemischen Filzes scheinen heute vorbei zu sein. In den vergangenen Jahren ist das NYPD ebenso wie Behörden in anderen Teilen der Vereinigten Staaten eher wegen Fällen von Polizeigewalt in die Defensive geraten – wie 2014 nach dem Tod von Eric Garner, einem Schwarzen, der von einem weißen Polizisten in den Würgegriff genommen wurde und starb. Der Tod von George Floyd nach einem brutalen Polizeieinsatz in Minneapolis im vergangenen Jahr führte auch in New York zu Protesten gegen Rassendiskriminierung und Polizeigewalt, mit denen die Forderung verbunden war, die Budgets von Polizeibehörden zu kürzen. Der New Yorker Bürgermeister Bill de Blasio hat das tatsächlich veranlasst.

Heute heißt es, die Arbeitsmoral unter New Yorker Polizisten sei niedrig. Hoffnung können sie vielleicht daraus schöpfen, dass de Blasios mutmaßlicher Nachfolger Eric Adams selbst lange einer von ihnen war. Auch er hat versprochen, gegen Polizeigewalt vorzugehen, gilt aber als moderat. Und er hat angesichts einer Welle von Waffengewalt die öffentliche Sicherheit zum dominierenden Thema in seinem Wahlkampf gemacht. Dazu braucht er Polizisten. Roland Lindner



design + made · in denmark

LINDBERG

**I.** Charlotte von Mahlsdorf wurde 1928 als Lothar Berfelde in Berlin-Mahlsdorf geboren. Der Vater war ein überzeugter Nationalsozialist. Als die Eltern sich scheiden ließen, zwang er das Kind mit vorgehaltener Waffe, sich für einen Elternteil zu entscheiden. Aus Angst erschlug Charlotte von Mahlsdorf ihren Vater im Schlaf mit einem Nudelholz. Es folgte eine vierjährige Jugendgefangnisstrafe als „asozialer Jugendlicher“.

**II.** Nach dem Krieg begann sie offen als Frau zu leben und gab sich den Namen Charlotte von Mahlsdorf. Von klein auf fasziniert von der Pracht des 19. Jahrhunderts, suchte sie in den Ruinen der Stadt nach historischen Alltagsgegenständen und Möbeln, für die die Berliner keine Verwendung mehr hatten. So rettete sie unter anderem die gesamte Einrichtung einer der letzten komplett erhaltenen Kneipen im Scheunenviertel. Bis 1948 lagerte sie ihre Sammlung im verwaisten Schloss Friedrichsfelde und bot dort auch Kriegsflüchtlingschutz.

**III.** 1959 eröffnete sie im Gutshaus Mahlsdorf ein Gründerzeitmuseum. Das Privatmuseum und ihr Einsatz für die Rechte Homosexueller waren den DDR-Behörden von Anfang an ein Dorn im Auge. Eine Verstaatlichung des Museums konnte 1976 nur mit prominenter Hilfe und eventuell durch eine Tätigkeit als inoffizielle Mitarbeiterin der Stasi verhindert werden.

**IV.** Nach der Wiedervereinigung wurde Charlotte von Mahlsdorf 1992 als vermutlich erste Transperson mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Nachdem Neonazis eine ihrer Feiern gewaltsam überfallen hatten, zog Charlotte von Mahlsdorf nach Schweden. Ein Jahr nach ihrem Tod im Jahr 2002 feierte die Bühnenfassung ihrer Autobiografie „Ich bin meine eigene Frau“ in New York Premiere. Heute gehört ihr Museum dem Land Berlin. Es umfasst die weltweit größte Sammlung von Gegenständen aus der Gründerzeit.

Von Simon Schwartz

# PRÊT-À-PARLER



## So sind wir Deutschen!

Nationale Gepflogenheiten haben in unserer globalisierten und digitalisierten Welt wenig Bedeutung. Wir feiern Halloween und Baby-Shower, während man an anderen Orten auf der Welt in wenigen Wochen wieder bei Glühwein und Lebkuchen auf den German-Style *christmas markets* steht. Und während wir in diesem Jahr (mal wieder) ohne Wiesn auskommen mussten, war die Stimmung auf dem Oktoberfest in Cincinnati (Ohio) sicher super.

Auch die Mode spiegelt diese Haltung: Sandalen von Birkenstock, einst klar uns Deutschen zugehörig, so wie die sehr kurzen Miniröcke im Winter den Britinnen, sind längst Allerwelts-Kleidungsstücke. Nicht nur die Amerikaner tragen Sportklamotten im Alltag, das machen viele Menschen hierzulande heute genauso.

Die Herrenweste könnte eine bislang unbeachtete Ausnahme der modernen Nationaltracht sein. „Für die deutschen Männer“, sagte eine italienische PR-Frau neulich während einer digitalen Kollektionspräsentation und hielt eine Daunenweste in die

Kamera. Vor allem für den deutschen Markt produzierten sie diese Teile, vor allem die deutschen Männer verstehen Westen. Also zum Beispiel Modelle wie jenes in Steppoptik, außen blau, innen gelb, von Woolrich (3 und 6). Oder jenes in Haselnussbraun aus leichter Daune von Herno (4). Oder das etwas dickere von Stone Island in Rot (5). Das sind übrigens allesamt Westen italienischer Hersteller. Und auch die Franzosen machen mit, siehe das Modell in glänzendem Schwarz von Karl Lagerfeld (7). Alles für uns! Klar, dass auch von den heimischen Herstellern etwas kommen muss, zum Beispiel von Marc O'Polo (1) aus Stephanskirchen mit einer Weste aus seegrünem Cord.

So eine Weste ist schon praktisch. Selbst wenn sie mit Kaschmir versehen ist, wie das Modell von Brunello Cucinelli (2), fügt sie sich dem rauen Charme der Großbaustelle des neuen F.A.Z.-Towers. Wo jetzt noch Rohre verlegt werden und Schubkarren parken, sollen bald mal Redaktionsschreibtische stehen. Die Westen sind schon da, und sie werden bleiben. So sind wir Deutschen eben. (jwi.)  
Fotos Lucas Bäuml



GIORGIO ARMANI

## SNEAK AROUND (35): VANS SLIP ON CHECKERBOARD

An welchen Sneaker denken Sie, wenn Sie an einen Klassiker denken? Ich denke sofort an den Vans Checkerboard. Das ist ein Schuh, der zum Markenzeichen für eine ganze Generation von Skatern und Streetwear-Fans wurde. Kein Sneaker hat ein so unverwechselbares Aussehen wie der bequeme Vans zum Reinschlüpfen mit dem Schachbrettmuster. Doch nur die wenigsten wissen, wie der Kultschuh entstanden ist.

1966 öffnete Paul Van Doren zusammen mit seinem Bruder Jim und seinen Freunden Gordon Lee und Serge Delia die Türen der Van Doren Rubber Company in Anaheim (Kalifornien). Paul Van Doren hatte schon in seiner Heimatstadt Boston Erfahrung in der Schuhbranche gesammelt. Doch das neue Geschäftsmodell sollte einzigartig werden: Die Freunde brachten die Schuhe von der Herstellung direkt zum Verbraucher – es waren Kundenaufträge, die für ihre Käufer angefertigt und für 2,99 Dollar pro Paar verkauft wurden. Schon am ersten Tag verkauften die vier Gründer zwölf Paar.

Die Geschichte des Vans Checkerboard beginnt 1977 als Vans Style Nr. 48. Steve Van Doren, Pauls Sohn, bemerkte, dass junge Skater die Zwischensohle ihrer Schuhe anmalten, sodass ein Schachbrettmuster entstand. Paul Van Doren druckte daraufhin das Muster einfach auf die Oberseite der Slip-ons. So wurde das berühmte Checkerboard-Design geboren. Ungefähr zur selben Zeit eroberte eine neue Musikwelle Europa. Eine Mischung aus rohem Gesang und Punk-Stil mit den melodischen Untertönen karibischer Musik, bekannt als Ska. Die zweite Ska-Welle wurde als „Two-tone“ bekannt: Bands wie The Specials nutzten das Schachbrettmuster als Symbol der Rassengleichheit. Die Checkerboard-Slip-ons von Vans wurden zu Lieblingen unter den Fans der Subkultur.

1982 erkundigte sich ein Vertreter von Universal Pictures nach Schuhoptionen für einen Film. „Fast Times at Ridgmont High“ („Ich glaub', ich steh' im Wald“) ist die erste große Teenager-Komödie der Achtziger. Angeblich wählte Sean Penn, Star des Films, den Checkerboard-Style persönlich aus. In seiner Rolle als Jeff Spicoli trug er die schwarz-weißen Sneaker, die später sogar auf dem



Cover des Soundtracks landeten. So liefen die Schuhe von einem Erfolg zum nächsten.

Heute sieht man den Checkerboard nicht nur auf der Skate-Rampe, sondern auch auf dem roten Teppich und auf Modenschauen. Kooperationen mit führenden Marken wie Marc Jacobs, Supreme und Disney trugen zum guten Ruf bei. Auch ich habe ein Paar. Meinen ersten Checkerboard kaufte ich mir 2006, während meiner ersten Reise in die Vereinigten Staaten. Damals trug ich ihn als Skaterin, heute als modischen Hingucker.

Paul Van Doren war bis 1988 Geschäftsführer seines Unternehmens, seine Kinder gehören noch heute zum Management bei Vans. Lange war Van Doren danach als Markenbotschafter unterwegs. Am 6. Mai ist er im Alter von 90 Jahren gestorben. Neun Tage zuvor waren seine Erinnerungen erschienen: „Authentic“. Der Titel passt – zu seinem Leben und zu seinen Schuhen. *Aylin Güler*



## Massiver Hochsitz aus einem Burger-Restaurant

Der Name allein versetzt Feinschmecker in Verzückung: „Noma“. Das Restaurant, seit Jahren mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnet, gehört zu den besten der Welt. Es wurde schon 2003 von Claus Meyer und seinem Chefkoch René Redzepi in Kopenhagen eröffnet, hat aber erst seit 2018 einen eigenen Standort am Refshalevej auf der Wallanlage im Stadtviertel Christianshavn.

Auch im neuen Restaurant sollte sich alles „wie handgemacht“ anfühlen, die Inneneinrichtung sollte skandinavisch sein, aber ohne „nordische Klischees“. So zumindest wünschte es sich René Redzepi, er beauftragte den dänischen Designer David Thulstrup mit der Umsetzung des Projekts. Thulstrup, Jahrgang 1978, arbeitete ein Jahr an „Noma“. Er wählte die Materialien für Böden, Wände und

Sehr geometrisch: Wie eine Skulptur im Raum wirkt der Barhocker Tank von David Thulstrup für e15.

Decken aus, entwarf alle Möbel und Leuchten, richtete das Restaurant bis ins kleinste Detail nach seinen und Redzepis Vorstellungen ein. Der immense Aufwand lohnte sich, Thulstrup wurde für sein Werk gefeiert und mit Preisen ausgezeichnet, etwa als „Interior Designer of the Year“ von der Zeitschrift AD. Und sein „Noma“-Stuhl ARV wurde zum „Furniture of the year“ gewählt.

Thulstrups Studio in Kopenhagen ist eine Fundgrube für unterschiedlichste Materialien. Der Däne sammelt Werkstoffe, mit denen er gerne spielt, wie er sagt. Und er schätzt skulpturale Möbel, die für sich stehen und sprechen können. Als Skandinavier liebt er es natürlich schlicht, er scheut aber auch nicht den Einsatz von industriell gefertigten Materialien: So trifft bei ihm Beton auch auf Stahl, Stein und Eiche.

Während der Mailänder Designwoche Anfang September hat David Thulstrup nun einen neuen Entwurf vorgestellt, seinen Barhocker Tank. Es ist seine erste Zusammenarbeit mit der Frankfurter Marke e15, die der Architekt Philipp Mainzer vor einem Vierteljahrhundert gegründet hat. Entstanden ist Tank ursprünglich wiederum für ein Restaurant in Kopenhagen, den „Gasoline Grill“ im Französischen Viertel. Thulstrups Stuhl ist sehr geometrisch – zwei Kreise oben und unten, dazwischen ein langes Rechteck und ein Quadrat –, er hat klare Linien und eine einfach gehaltene Silhouette. Zugleich ist er massiv und sehr stabil, einem Burgerlokal mit viel Laufkundschaft durchaus angemessen. Als Material hat der Däne europäische Eiche gewählt, die im „Gasoline Grill“ mit seinem glänzenden Stahl, Marmor und kalt-weißem LED-Licht geradezu warm heraussticht.

Neben dem Barhocker Tank, den es in zwei Höhen (66 und 75 Zentimetern) gibt, hat Thulstrup auch einen Beistelltisch in gleich drei Größen für e15 entworfen: Tore besteht ebenfalls aus nur einem Material (Nussbaum, Eiche oder Marmor) und setzt sich auch aus einfachen geometrischen Formen – nämlich Vierecken – zusammen. Weitere Kollektionen von David Thulstrup für e15 sind schon in Planung. *Peter-Philipp Schmitt*

# PRÊT-À-PARLER

## Frau fürs Grüne

Wenn man die Dschungeltraumlandschaften des Malers Henri Rousseau in einen Flakon füllen könnte, käme dabei wohl ein Duft wie Synthetic Jungle heraus; ein feuchter, grüner Duft, der an die Farbe des Urwalds denken lässt, dabei jedoch nicht ins Wilde ausbricht, sondern sich ganz wie Rousseaus Bilder in wohlstrukturierter Pracht aufbaut. Die Parfümeurin Anne Flipo hat für Frédéric Malle diesen Duft entworfen und sich dabei im Laufe des Kreativprozesses von den Gemälden des Postimpressionisten inspirieren lassen.

Mit dem frischen Grün des Basilikums im Auftakt steigt Synthetic Jungle aus der Flasche. Wie in eine Lichtung im feuchten Grün breiten sich leichte, helle Akkorde von Ylang-Ylang, Jasmin und Maiglöckchen aus, um nach wenigen Minuten durch Patschuli geerdet zu werden. Anne Flipo sagte einmal, dass sie ihre Düfte gern um eine Idee herum kreiere. Für Synthetic Jungle fand sie eine beim Blick in die Parfümgeschichte.

Gemeinsam mit Frédéric Malle begab sie sich auf die Spuren der sogenannten grünen Düfte. „Davon gibt es nur eine kleine Parfümfamilie“, sagt Malle. „Das begann mit Vent vert bei Balmain in den frühen fünfziger Jahren, dann gab es zwei Jahrzehnte später Chanel No. 19 und schließlich Estée Lauder's Private Collection 1973, das war das vollendete grüne Parfum.“ Allerdings hatten es die grünen Düfte schwer, sich gegen die opulente Konkurrenz in den siebziger Jahren durchzusetzen. Zwischen Ölkrise und sexueller Revolution suchte man nach

Sicherheit und Sinnlichkeit, Yves Saint Laurent traf den Zeitgeist mit seinem orientalischen Duft Opium. Dass es nun ausgerechnet die grünen Nischendüfte sind, die es Anne Flipo angetan haben, wirkt heute, pandemiegebeutelt und mit großer Sehnsucht nach Frische und Natur, wiederum aktuell.

Flipo nahm sich Lauder's Komposition als Vorlage, befreite sie von allem, was mittlerweile als schwerfällig und unmodern gelten würde, und brach sie auf den Grundakkord des Galbanharzes herunter.

Grüne Düfte scheinen eine Spezialität der weiblichen „Nasen“ zu sein. Den ersten Vorstoß in diese Duftichtung machte Germaine Cellier mit dem schon erwähnten Vent vert für Balmain. Cellier war eine der ersten Frauen, die sich in dem von Männern dominierten Geschäft

durchsetzte. „Unsere Parfümindustrie hat ihre Wurzeln in Grasse in Südfrankreich, einer Gegend, in der Frauen traditionell nicht arbeiten“, sagt Malle. „Als in Paris die erste Parfümschule entstand, öffnete sich das Geschäft für die weiblichen Talente. Heute machen Frauen mehr als die Hälfte der Parfümeure aus.“ Die 1963 im nordfranzösischen Laon geborene Anne Flipo ist die dritte Frau, die in Malles Kollektion ein Parfum veröffentlicht. Die Zusammenarbeit muss besonders gut laufen. Während des Gesprächs via Zoom riecht Malle immer wieder an seinen Handgelenken. Das sei schon das nächste Projekt, an dem er mit der Parfümeurin arbeite. *Maria Wiesner*



Zuwachs für die kleine grüne Familie:  
Duft von Frédéric Malle

FOTOS: AN UN GÖLLER, UNTERNEHMEN/©

# RICHARD MILLE



CALIBER RM 63-02  
WORLD TIMER

RICHARD MILLE BOUTIQUE MÜNCHEN  
MAXIMILIANSTRASSE 34  
+49 89 45 22 13 00

www.richardmille.com

Falls Sie es noch nicht mitbekommen haben: Das hier ist eine Männer-Ausgabe! Und wie sieht ein echter Mann aus? Wie Lil Nas X, als er jüngst die Met Gala in New York besuchte. Keine Angst, das ist nicht C-3PO, sondern ein echter Mensch, Rapper obendrein. Über der Rüstung trug er einen goldenen Königsmantel. Und unter der Rüstung kam dann ein hautenger, schimmernder Ganzkörperanzug zum Vorschein, der zu sagen schien: Das ist ein Mann, 2021.



## Der ausgeblendete Kranke

Chrmchrm. Kennen Sie dieses Geräusch? Nicht? Also, noch mal: Chrm chrm. Chrrrm. Richtig, ein Räuspern. Warum Sie es nicht direkt erkannt haben? Weil wir dieses Geräusch kaum noch hören. Vor ein paar Tagen beobachtete ich, wie eine Empfangsdame heimlich hustete. Ich stand auf einer Balustrade, sie konnte mich nicht sehen, fühlte sich unbeobachtet – und lüftete klammheimlich ihre Maske. Hustete einige Mal leise, ganz leise, in ihre Faust. Schob die Maske, beinahe rot geworden vor Scham ob dieses unerträglich irdischen und widerlich menschlichen Reizes, wieder nach oben und desinfizierte sich mit versteineter Miene die angehustete Hand. Trotz ihrer Verlegenheit ertappte ich mich bei dem Gedanken: Mit Husten sollte sie wirklich besser zu Hause bleiben!

Dabei husten Menschen ja durchaus auch mal, weil sie stundenlang mit Mund-Nasen-Schutz arbeiten müssen und die Klimaanlage die Luft austrocknet. Oder weil sie länger nichts getrunken haben. Oder weil sie sich verschluckt haben. Trotzdem: Husten, Räuspern, Rotzen – all das wurde aus dem öffentlichen Raum verbannt. Man könnte auch sagen: Kranke sind nicht mehr salonfähig.

Es fing damit an, dass ein Husten nicht nur äußerst unangenehm war, sondern auch dazu führen konnte, dass sein Absender achtkantig aus dem Supermarkt oder der Drogerie flog (alles andere war ja zu). Während wir alle mit selbstgebastelten Stoffmasken vor dem Gesicht (Naivität des ersten Lockdowns!) durch den Supermarkt eilten, um viel zu viel Stößkram einzupacken, blickten wir uns gehetzt um. Lief die Nase etwa, die da dreist über einem nicht pandemiegerecht getragenen Mund-Nasen-Schutz hervorragte? Hustete die Person da vor dem Joghurtregal gerade heimlich hinter vorgehaltenem Ellbogen? Und die Augen dieser Person mit der medizinischen Maske flackerten doch schon ganz fiebrig! Wer hustete, wurde mit Abstand gestraft – und mahnenden Blicken, doch *bitte* dahinzubleiben. Um uns herum: lauter von uns eingebilddete Kranke.

Kranksein schickt sich nicht. Das war durchaus mal anders. In den neunziger Jahren löste der Heroin Chic die fitten und gesunden Models wie Cindy Crawford oder

Claudia Schiffer ab. Frauen wie Kate Moss oder die Sängerin Cat Power waren dünn und wirkten verrückt, dunkle Augenringe wurden hip (mit dem Trend versuchen es einige Influencerinnen 2021 wieder), ein ungesundes Erscheinungsbild galt als schön. Heute ist das anders: Krank zu sein, das passt in der hyperoptimierten, smoothietrinkenden, fitnessuhrtrendigen Supergesellschaft nicht ins Bild.

Wer erinnert sich noch an die Zeiten, in denen weder Rotznase noch bröcklicher Husten ein Hindernis waren, fröhlich auf Partys zu gehen und zu husten, in Zügen zu sitzen und zu husten und, besonders beliebt, durchs Büro zu schlendern und überall die persönliche Schleimspur zu hinterlassen? So lang ist es nicht her, denn diese Zeit war bis Anfang 2020 die Gegenwart.

„Das bisschen Husten“, sagten diese Kranken bei der Arbeit gern mit fahrig glänzenden Augen, während sie sich gemächlich eine Aspirin Complex in den Tee rührten und der nächste Hustenanfall sie noch beim Reden kräftig durchschüttelte. Es war normal, mit einer Erkältung überallhin zu kommen. Viral oder bakteriell? Das war den Leuten schnurzpiegal, so wie die Körpertemperatur, die heute schon im Café gemessen wird.

Und jetzt? Kein Husten, nirgends. Das liegt auch daran, dass die wenigsten Menschen überhaupt noch krank sind. Absurderweise hat es ausgerechnet eine Pandemie geschafft, Kranke fast vollständig aus der Öffentlichkeit zu verbannen. Zumindest körperlich sind wir kaum noch malade – der Anstieg seelischer Leiden in den vergangenen anderthalb Jahren ist belegt. Wer aber nicht gerade Kinder im kitafähigen Alter hat, die weiterhin Magen-Darm-Bakterien und Nebenhöhlenverstopfungen mit nach Hause bringen, wird in den vergangenen 18 Monaten wohl kaum eine Erkältung gehabt haben. Und wenn doch: Corona-Test, Quarantäne, Homeoffice, das volle Programm. Als der Fußballspieler Kai Havertz ein Länderspiel wegen eines grippalen Infekts absagen musste, reagierten viele verdutzt: Was war das noch gleich? Hoffentlich können wir das eines Tages auch über das berühmte Virus sagen, das mit C beginnt. *Johanna Dürrholz*

# PRÊT-À-PARLER

## Warum wir gar nicht weghören können

Sicherlich kennen Sie den Spruch, „die Ohren auf Durchzug stellen“. Was so viel heißt wie: bewusst nicht hinhören, weghören, die Ohren ausschalten. Wer hat sich genau das nicht schon mal gewünscht, einfach nichts davon hören, wenn die Kinder wieder streiten, der Nachbar eine Party schmeißt oder die Autos am offenen Schlafzimmerfenster vorbeifahren. Aber, diese Erfahrung haben wir auch alle schon gemacht: Es funktioniert einfach nicht. Wie viel Mühe wir uns auch geben, bewusst wegzuhören, es klappt nicht. Die Ohren kann man eben nicht wie die Augen einfach verschließen. Dazu nimmt der Hörsinn seine Aufgabe nämlich viel zu ernst. Wir müssen uns die Ohren schon verstopfen oder Fenster und Türen schließen, wenn wir missliebige Geräusche nicht wahrnehmen wollen. Der Hörsinn ist der einzige unserer Sinne, der immer im Einsatz ist – auch nachts. Was die Augen nicht sehen können, das hören die Ohren. Und sehr oft warnen sie uns so vor Gefahren. Deshalb hat die Evolution dafür gesorgt, dass wir unser Gehör nicht einfach bewusst ausschalten können. Das birgt nämlich Risiken. Denken Sie nur an die zahlreichen Verkehrsunfälle, die geschehen, weil jemand laut über Kopfhörer Musik abspielt, aber die Autos nicht mehr wahrnimmt. Dass wir so etwas einmal tun würden, also den ganzen Tag Kopfhörer tragen, das konnte die Evolution ja nicht ahnen. Relativ spät in der Evolution entstanden, hat der Hörsinn überhaupt erst die Entwicklung des modernen Menschen möglich gemacht. Wären die Urzeitmenschen gehörlos gewesen, gäbe es keine Sprache, kein abstraktes Denken und keine Musik.

Um die Flut der akustischen Informationen, die ununterbrochen auf uns einprasselt, verarbeiten zu können, hat die Hörverarbeitung raffinierte Mechanismen entwickelt und ist mit großen Teilen unseres Gehirns eng verknüpft. Entsprechend weitreichend sind die Folgen, wenn mal etwas

nicht so gut funktioniert oder die Hörverarbeitung überlastet wird. Oft leiden Menschen dann unter einer Hörminderung, einer Geräuschempfindlichkeit oder Ohrgeräuschen. Und spätestens dann erkennen sie, wie viel unser Hörvermögen mit Stress und Emotionen zu tun hat und wie stark wir durch unsere akustische Umgebung geprägt werden.

Geräusche sind häufig Auslöser von Stressreaktionen, sei es ein Hilferuf, das Schreien eines Kindes oder eine Sirene. Solche Geräusche versetzen uns in Alarmbereitschaft, wir schalten in den Modus „Fight-or-Flight“. Die Muskelspannung steigt an, das Herz schlägt schneller, die Verdauung stoppt – und auch unser Hörsystem wird durch das Ausschütten von Stresshormonen in eine besondere Verfassung versetzt: Man wird hellhöriger. Augenblicklich schüttet das vegetative Nervensystem massiv Adrenalin aus und das aufsteigende retikuläre Aktivierungssystem sorgt dafür, dass man wieder hellwach ist. Kein Laut entgeht einem in solchen Momenten, denn jede Information, so unwichtig sie sonst auch sein mag, könnte in diesem Moment entscheidend sein, um schnell und richtig zu reagieren.

Statt möglichst viele Geräusche wegzufiltern, um unser Großhirn zu entlasten, wie es ja normalerweise im Alltag der Fall ist, werden bei potentieller Gefahr alle akustischen Reize unterschiedslos vom Zwischenhirn verstärkt und durchgelassen. Geräusche, die wir sonst nicht hören und auch gar nicht hören wollen, werden plötzlich bewusst wahrgenommen.

Auf neurologischer Basis verantwortlich für diese verminderte Filterung ist die enge wechselseitige Beziehung

zwischen der Hörverarbeitung und den Stress auslösenden Systemen im Zwischenhirn. Hier findet eine ständige Abwägung statt, was in der momentanen Situation wichtig und was unwichtig ist. Diese Einschätzung hängt nicht nur vom akustischen Reiz selbst, sondern immer auch vom Stresslevel ab. Geräusche, die in einer entspannten Situation problemlos unterdrückt werden, können bei Stress plötzlich verstärkt und hörbar werden.

Schließlich kann es in solchen Stressmomenten auch zu einer Wahrnehmung der eigenen Körpergeräusche kommen: Das Rauschen der Blutgefäße, das Schlagen des Herzens oder Geräusche, die im Ohr selbst entstehen, sind zwar auch sonst immer da, werden aber eben normalerweise vom Zwischenhirn als unwichtig eingestuft und von der Hörverarbeitung unterdrückt. Bei Stress können diese Geräusche aber als Tinnitus wahrgenommen werden.

Spannend also zu sehen, wie die Evolution eigentlich durch die Bewertung von Geräuschen im Zwischenhirn für Mechanismen gesorgt hat, die uns vor einer Reizüberflutung schützen und trotzdem bei einer Gefahrensituation den Zugriff auf viele akustische Informationen ermöglichen. Durch den Dauerstress in unseren modernen Zeiten kann es allerdings dazu kommen, dass diese gut gedachten Körperfunktionen uns das Leben ziemlich schwer machen.

Der Text ist ein Vorabdruck aus: „Zu viel um die Ohren: Wie Stress das Hören verändert. Schwerhörigkeit und Tinnitus verstehen und bewältigen“, Dr. med. Uso Walter mit Dr. med. Lucia Schmidt, Ecowin Verlag, 240 Seiten, 22 Euro.

FOTO: AP



DISCOVER THE OLYMP  
AUTUMN STYLES 2021  
OLYMP.COM/AUTUMN

GREEN  
CHOICE

MY STYLE.  
MY STATEMENT.  
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP

# PRÊT-À-PARLER

**Seit 30 Jahren ist Mr. Bean in Deutschland, und das Lachen vergeht uns einfach nicht. Warum ist das so?**

Einen kurzen Kuss drückt Nigel Dixon seinem Teddybären noch zwischen die zwei Knopfaugen, bevor er ihn auf seinem Oberschenkel ablegt und zu musizieren beginnt: Aus Putzeimer, Wischmob und Kleiderbügel hat er ein Konstrukt gebaut, das dem chinesischen Instrument Erhu nachempfunden ist, und wiegt seinen Oberkörper im Takt der Musik. Eigentlich war der Brite Anfang 2020 nach Wuhan gekommen, um mit Freunden das chinesische Neujahr zu feiern und nicht, um Videos für die Plattform Douyin zu drehen. Dann aber wurde er mit seinen Filmen im ersten Lockdown berühmt.

Allein auf der chinesischen Version von Twitter verfolgen mehr als 460 Millionen Menschen, wie Nigel Dixon die Pfoten seines Teddys unter dem Wasserhahn wäscht, wie er sich in chinesische Trachten wirft oder die „mutige“ Regierung Chinas für ihre Corona-Maßnahmen lobt. Denn kritische Worte hört man bei Dixon nicht. Er und sein Teddybär sind daher ungefählicher für den chinesischen Staat als Disneys Bär Winnie the Pooh, der wiederholt der Zensur zum Opfer fiel, nachdem Staatspräsident Xi Jinping im Internet mit dem dickbauchigen Honigliebhaber verglichen wurde.

Dixon schmückt sich – im grauen Tweed-Jackett, mit dunkler Anzughose und weinroter Krawatte – auch mit fremden Federn: Seit mehr als 20 Jahren tritt er als Doppelgänger von „Mr. Bean“ auf, als „Wanna-Bean“. Sogar als Kopie feiert die Kultfigur noch Erfolge.

Das Original begeht in diesem Jahr sein dreißigstes Jubiläum in Deutschland. Am 1. Januar 1990 erschien die erste Folge der Comedyserie im britischen Fernsehen. In Deutschland strahlte der SWR die Episode mit drei Sketchen ein Jahr später aus. Die früher dunklen Haare des Original-Darstellers Rowan Atkinson schimmern inzwischen silbergrau, doch auf Facebook folgen seiner Filmfigur 129, auf Youtube 29 und auf Instagram immerhin 8,6 Millionen Menschen – eine größere Fangemeinde als sie manch ein Popstar vorweisen kann. Wie konnte Mr. Bean, dieses erwachsene Kind in Schlips und Anzug, zu einem so lange anhaltenden Erfolg werden?

Der erste Sketch namens „Church“ zeigt Mr. Bean, wie er versucht, sich während eines Gottesdiensts wachzuhalten – und wie er kläglich daran scheitert. 15 Folgen lang setzt sich dieses Scheitern fort. In je 25 Minuten tritt Bean in ein Fettnäpfchen nach dem anderen. Auf die Serie, deren letzte Folge am 15. Dezember 1995 erschien, folgten Filme, eine von Atkinson synchronisierte Zeichentrickserie und Videospiele. In den späten neunziger Jahren galt er als eines der bekanntesten Gesichter auf diesem Planeten.

Als „Kind im Körper eines Manns“ bezeichnet Schauspieler Rowan Atkinson seine Figur, die in aller Welt zum Erfolg wurde. Dabei weist so vieles auf den Drehort Großbritannien hin: Durch die Straßen Londons fährt Bean in einem Mini Cooper, bei einem großen Fauxpas erteilt er der Königin eine Kopfnuss, und als er einen Friseur besucht, hängt ein Porträt von Prinz Charles an der Wand. Bei der Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele 2012 saß er an einem Keyboard und begleitete das London Philharmonic Orchestra. Und in einer vom British Council durchgeführten Studie wählten die Befragten „Mr. Bean“ 2014 zu den „Greatest Brits“ – noch vor Berühmtheiten wie Prinzessin Diana, Paul McCartney und Charlie Chaplin.

Rainer Stollmann, bis 2011 Professor für Kulturgeschichte an der Universität Bremen, habilitiert mit einer Arbeit über „Natur und Kultur des Lachens“, hält schon den Namen „Mr. Bean“ für einen „genialen Schachzug“: „Die großen Helden der Volkskomik sind nach den Essensvorlieben der Völker benannt. Im deutschsprachigen Raum heißt er Hanswurst, im Italienischen Maccaroni, und dann heißt er eben Bean, weil man in England gerne Bohnen zum Frühstück isst. Das sind Anspielungen auf nationale Identitäten.“

Und warum lachen nicht nur Bohnenliebhaber über Mr. Bean? „Die klassischen Bestseller bleiben es jahrhundertlang, gerade weil sie so individuell und in die Zeit eingelassen sind – sie sind überhistorisch, weil sie absolut historisch sind.“

Die Sympathie und das Mitgefühl, die man gegenüber Kindern empfindet – die löse auch seine Figur aus, sagt Rowan Atkinson in der Dokumentation „Happy Birthday Mr. Bean“. Anders als der liebenswerte Tollpatsch ist Atkinson jedoch auch als Perfektionist am Arbeitsplatz bekannt. Keines der Drehbücher entstand ohne seinen Segen. Laut Drehbuchautor Richard Curtis feilte Atkinson bis ins letzte Detail an einer Szene, bis sie in seinen Augen perfekt war. Seinen Perfektionismus bezeichnet Atkinson allerdings nicht als Segen, sondern als eine Krankheit. Auch Charlie Chaplin soll ähnlich penibel in seiner Arbeit gewesen sein – nicht die einzige Gemeinsamkeit der beiden. Ein wesentlicher Faktor für den internationalen Erfolg von Mr. Bean ist schließlich, dass die Figur kaum bis wenig spricht. Denn die Körperkomik – statt sprachlicher Komik – bedarf keiner Übersetzung: Man werde „von den körperlichen Ausdrucksformen angeschrien“, sagt Rowan Atkinson. Der Witz kommt also in der synchronisierten Fassung nicht abhandeln. Laut Atkinson führt die Schweigsamkeit von Mr. Bean außerdem dazu, dass die Filmfigur eine besonders große Fangemeinde in jenen Ländern besitzt, in denen Kunstfreiheit einen geringen Wert hat. Mit „Mr. Bean“ setzt er auf Slapstick, auf eine körperbezogene, wortlose, visuelle Form der Komik, deren Wurzeln in der Stummfilmzeit liegen.

„Er kennt den Slapstick in- und auswendig“, meint Lach-Experte Stollmann. „Das ist das Erfolgsrezept der großen Künstler: Sie sind Traditionalisten und Neuschöpfer zugleich.“ Rowan Atkinson war auch Fan von Jacques Tatis „Ferien des Monsieur Hulot“: „Dieser Film war ein Moment der Offenbarung und eröffnete eine Welt, die ich zuvor nicht kannte, mit einer besonderen Form der Komik, die ihre Zeit braucht.“

Diese Offenbarung erlebte der privat eher zurückhaltende Rowan Atkinson, als er in der Schauspielkunst seine Stimme fand. Als Kind hatte Atkinson gestottert. Der frühere Premierminister von Großbritannien Tony Blair, der mit Atkinson auf die Schule ging, sagte einst, dass er sich an die Schikanen an dem zwei Jahre älteren Mitschüler erinnern könne. So wurde aus dem Jungen ein schüchterner Einzelgänger, der sich lieber versteckte, als die Blicke Anderer auf sich zu ziehen. Beim Studium in Oxford stellte Atkinson fest, dass sein Stottern verschwand, sobald er die Bühne betrat. Er selbst sagte, dass ihn diese Entdeckung möglicherweise zu seiner Karriere bewegt haben könnte. Nicht trotz seines Stotterns wurde er berühmt, sondern gerade deshalb. *Johanna Christner*

FOTO: JULIEN WEBER/PARIS MATCH/CONTOUR BY GETTY



**G was ist freiheit**

DIE FREIHEIT DES EIGENEN LEBENSWEGES

## Was ist Freiheit?

Was macht mich glücklich? Es sind Fragen wie diese, die Felix von der Laden sich immer wieder gestellt hat. Und das nicht nur in einem Jahr, in dem das Thema Freiheit die ganze Bundesrepublik beschäftigt – nie haben wir nach Fragen zum Thema „Freiheit“ öfter gegoogelt als im Mai 2021.

**Seit zehn Jahren veröffentlicht der 26-jährige Kölner Felix von der Laden Videos auf YouTube und hat bei seiner täglich wachsenden Community einen Riesenerfolg. Hier erzählt Felix, welche Fragen er sich stellt.**

Freiheit bedeutet für mich erst mal ganz allgemein die Freiheit, Entscheidungen treffen zu können und nicht einfach nur irgendetwas machen zu müssen und dem Trott sprichwörtlich hinterherzulaufen. Freiheit heißt, dass man sich überhaupt diese Fragen stellen kann: Was möchte ich machen? Was gefällt mir? Was möchte ich erreichen und was erfüllt mich? Diese Freiheit bedeutet für mich ein ganz großes Privileg. Gleichzeitig bringt sie auch eine Verantwortung mit sich, denn wir möchten sie gut nutzen.

**G was macht glücklich**

Oft stelle ich mir die Frage, was mich eigentlich glücklich macht und was mich zufrieden stellt. Es bringt ja nichts, wenn man vielleicht nach außen hin den tollsten Job hat, aber selbst gar nicht zufrieden ist. Auch viel Geld, ein tolles Auto oder andere Statussymbole können nie-

mals Glück und Zufriedenheit ersetzen. Durch meine Videos möchte ich andere Menschen inspirieren, selbst Anregungen zum Glückseligkeit zu finden – sei es durch einen neuen Job oder ein neues Hobby. Wenn meine Videos den Zuschauern Momente des Glücks bescherten, sie unterhalten und inspirieren, ist das für mich ein großes Kompliment.

**G wie finde ich meinen traumberuf**

Ich bin sehr glücklich, heute das tun zu können, was ich tue – Menschen mit meinen Videos zu unterhalten und Fragen zu stellen. Aus einem Hobby neben der Schule ist mittlerweile ein großes Business geworden, das mich unglaublich auf Trab hält. Der Weg dahin war gar nicht immer einfach – ich musste zum Beispiel auch meinen Eltern erklären, warum ich die Uni erst mal abbreche, aber es hat sich gelohnt. Angefangen hab ich mit Gaming-Videos, was ich auch immer noch gern mache, aber ich habe mich auch immer selbst neu ausprobiert und es ist mir gelungen, die Zuschauer auch für neue Themen zu begeistern. Events, Reisen, Longboards, Autos und Motorsport – es ist ganz viel dabei.



**Hat sein Hobby zum Beruf gemacht: Youtube-Creator, Rennfahrer und Gründer Felix von der Laden**

Wichtig ist es mir immer, die Leute von Beginn an mitzunehmen – meine Community und Zuschauer entdecken so mit mir ganz neue Themen und werden selbst inspiriert.

**Felix ist seinem Herzen gefolgt, hat sich Vieles durch Recherchen selbst angeeignet und einfach gemacht – heute hat er mit seiner Arbeit großen Erfolg und lebt seinen Traum. Wenn auch in dir neue Fragen aufkommen, leg einfach los.**

Jede Suche bringt dich weiter

**Google**

# Die Außerirdischen sind hier



Seit sechs Jahrzehnten fahndet Erich von Däniken nach Besuchern aus dem All. Doch bis heute ist ihm kein einziger begegnet. Das macht ihn „himmeltraurig“, lässt ihn aber nicht zweifeln.

Von Johannes Ritter

Fotos Philipp von Ditfurth

# S

ollten Außerirdische endlich einmal den Kontakt zu ihrem größten Fan auf Erden suchen, werden sie ihn leicht finden. Wenn Erich von Däniken nicht gerade in Ägypten, Bolivien, Mexiko oder in einem anderen entfernten Winkel des Planeten weilt, um extraterrestrischen Spuren zu folgen, arbeitet er in seinem Büro in Interlaken. Die Adresse steht auf seiner Website.

Vom Bahnhof des Urlaubsorts im Berner Oberland sind es zu Fuß fünf Minuten. Dann steht man vor einem unscheinbaren und etwas in die Jahre gekommenen Neubau, in dem allerlei Kleinunternehmer ihren Sitz haben: „Pilates Studio“, „Nilfisk“, „Gesundheitsquelle“, „Schoch Intercomp AG“, „Erich von Däniken“ und „A.A.S. – Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und SETI“. SETI, das steht für „Search for Extraterrestrial Intelligence“, also die Suche nach außerirdischer Intelligenz.

Sein Büro liegt im dritten Stock. Ein roter Pfeil unter einem Plakat, auf dem vor dem Hintergrund eines Sternhimmels in gelber Farbe „Däniken-Total“ steht (in Anlehnung an eine gleichnamige Video-Box) – und man weiß, hinter welcher Tür er zu finden ist. „Nur immer herein“, ruft er fest und klar. Ein prüfender Blick, und schon führt der Sechsunachtzigjährige durch die Räume, geistig voll da, aber mit etwas schleppendem Gang. Die Gardinen vor den Fenstern sind so dicht, dass es am helllichten Tag die volle Kraft der Neonleuchten braucht.

In Metallregalen stapeln sich Bücher über Archäologie, Astronomie, UFOs und vieles mehr. Eine Abteilung hat er seinen eigenen Werken gewidmet. „Erinnerungen an die Zukunft“, „Besucher aus dem Kosmos“, „Die Götter waren Astronauten“: Mehr als 70 Millionen

Exemplare seiner mehr als 40 Bücher seien bisher verkauft worden, sagt er. Dann ist er also ein reicher Mann? Er lacht und schüttelt den Kopf. „Als ich anfing, hatte ich keine Ahnung von Verlagsverträgen.“ Die Konditionen, vor allem nach dem Weiterverkauf der Rechte an Verleger im Ausland, seien für ihn alles andere als berauschend gewesen. Und dann die Kosten: „Ich habe unzählige Expeditionen unternommen, die zuweilen Hunderttausende Franken verschlangen.“ EvD – so nennt er sich selbst gerne – öffnet eine Schublade seines Fotoarchivs. Dort sind Zigtausende Dias abgelegt, die seinen Thesen Rückhalt geben sollen. Auf seinen Vortragsreisen dienen sie ihm als Bilderteppich.

Von Däniken ist besessen von seinen Ideen. Kein Puzzlestein für seine Theoriegebäude ist ihm zu klein, keine Behauptung zu abstrus. Seine Kernthese, die von seriösen Wissenschaftlern wahlweise belächelt oder ignoriert wird, lautet so: Vor Tausenden Jahren landeten Außerirdische auf der Erde. Die blitzgescheiten Astronauten aus fernen Welten studierten die primitiven Höhlenbewohner, verbanden sich mit ihnen und verhalfen der Menschheit so zu einem tüchtigen Sprung auf der Evolutionsleiter. Die Steinzeitmenschen hielten die Besucher aus dem All für Götter, die folglich auch Einzug in die Religionen hielten. Nach einer gewissen Zeit verschwanden die Außerirdischen, versprochen aber, irgendwann wieder auf die Erde zu kommen.

Untermuert sieht von Däniken diese Erzählung durch die Überbleibsel von Höchstleistungen der Baukultur. Hätten denn die Pyramiden von Gizeh, Stonehenge in England und die Steinstatuen auf der Osterinsel

ohne die Hilfe von außen entstehen können? Auch überlieferte Geschichten von Himmelsreisen und Raumschiffen dienen ihm als Beleg, ebenso wie alte Landschaftskunst in Peru, die in seinen Augen in Wahrheit eine UFO-Landebahn ist. „Nach meiner Meinung sind die Außerirdischen schon wieder hier“, sagt er. „Sie sehen vermutlich so aus wie wir.“ Aber einen echten Beweis für die aktuelle oder frühere Präsenz Außerirdischer hat der „dekonstruktive Phantasiearchäologe“ (Dietmar Dath) trotz aller Bemühungen bis heute nicht gefunden.

## ER WILL KEIN GURU SEIN

Von Däniken gibt zu, dass er selbst noch nie einem Außerirdischen begegnet sei. „Das macht mich himmeltraurig. Und es ärgert mich, dass ich noch nie ein UFO gesehen habe.“ Der Verdruss ist umso größer, als sich natürlich bei ihm immer wieder Leute melden, die davon überzeugt sind, mit Besuchern aus dem All gesprochen und/oder unbekannte Flugobjekte identifiziert zu haben. „Ich bekomme 200 Leserbriefe am Tag“, erzählt er. Die inhaltliche Qualität der Zuschriften lasse allerdings zuweilen zu wünschen übrig. „Da sind auch Spinner dabei. Und es werden immer mehr.“ Am schlimmsten seien jene, die berichten, dass sie von Außerirdischen entführt wurden. „Das ist wirklich das Blödeste!“

Von Däniken zieht eine Menge Knallchargen an, die den großen Meister verehren und dessen umstrittene Thesen für bare Münze nehmen. „Aber ich bin kein Missionar“, ruft er aus, „kein Prophet, kein Guru!“ Man müsse ihm auch nicht glauben. Jeder dürfe sich seine eigene Meinung bilden. Die Verbreitung von Verschwörungsideen

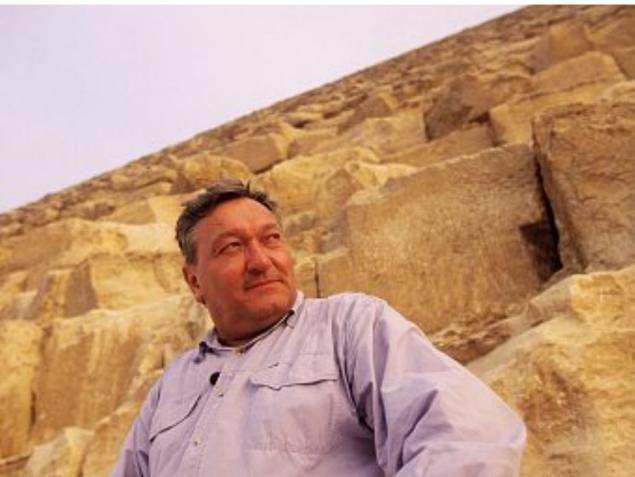


Bitte nicht stören: In seinem Büro in Interlaken, in dem er neben all den Büchern auch Zigtausende Dias parat hält, arbeitet Erich von Däniken unermüdet an seinen Werken, noch mit 86 Jahren.

Immer unterwegs:  
Erich von Däniken  
1966 an den Pyramiden  
von Gizeh (unten) und  
1973 auf einer Lesereise  
durch die Schweiz



// „Könnte sein, dass  
die Außerirdischen Corona  
gebracht haben, aber nicht  
mit Absicht.“ //



indes ist ihm nicht fremd – zum Beispiel im Zusammenhang mit dem UFO-Bericht des amerikanischen Verteidigungsministeriums. Das Pentagon teilte Ende Juni mit, dass es im amerikanischen Luftraum seit 2004 mehr als 140 unerklärliche Himmelserscheinungen („Unidentified Aerial Phenomena“, UAP) gegeben habe. Von Däniken behauptet nun, die Regierungen verschleierte ihre Erkenntnisse, um die Bevölkerung nicht in Panik zu versetzen. Deshalb werde die Öffentlichkeit nur häppchenweise informiert. Der frühere Präsident Barack Obama hatte dem Pentagon-Bericht schon vorab viel Aufmerksamkeit verliehen. In einem Interview im Mai hatte er erzählt, dass es Bilder von mysteriösen Objekten gebe, deren Flugbahnen und Bewegungen Experten nicht genau erklären könnten. Diese seien schneller und manövrierfähiger als alles, was das amerikanische Militär habe. „Wir müssen wirklich herausfinden, was das ist.“ Im Pentagon-Bericht selbst heißt es nur, der Mangel an Daten habe die Aufklärung dieser Sichtungen unmöglich gemacht.

Von Däniken erkennt eine Desinformationskampagne: „Ich weiß, wie das Spiel gelaufen ist.“ Vor 50 Jahren habe der Auslandsgeheimdienst der Vereinigten Staaten (CIA) an alle Dienststellen den Befehl herausgegeben, alle Menschen der Lächerlichkeit preiszugeben, die über UFO-Sichtungen berichteten. Die Vermutung, es könne sich bei den nun geschilderten Luftphänomenen um chinesische oder russische Waffen handeln, hält von Däniken für Unsinn. „Es geht um etwas, das wir nicht begreifen: Wir werden beobachtet.“ Von Außerirdischen.

Mit dieser Ansicht ist er nicht allein. Von Däniken kramt einige Seiten aus dem Manuskript für sein nächstes Werk hervor. Es ist sein 44. Buch. Der Titel: „Antworten“. Darin zitiert er aus einem Zeitungsinterview mit dem Wissenschaftler Haim Eshed, der bis 2010 das israelische Programm für Weltraumsicherheit leitete. Laut Jüdischer Allgemeiner sagte Eshed im Dezember: „Die Außerirdischen haben darum gebeten, nicht anzukündigen, dass sie schon hier sind. Die Menschheit ist noch nicht bereit.“

Auch die Medien halten nach von Dänikens Meinung die Wahrheit zurück. Den Begriff „Lügenpresse“ verwendet er nicht, aber er spricht von „Verschweigerpresse“ – und ist damit nah dran an der Diktion verschwörungsideologischer neurechter Machwerke aus dem deutschen Kopp-Verlag, der seit vielen Jahren auch von Dänikens Bücher herausbringt. In dem Verlag erscheinen Titel wie „Das Wörterbuch der Lügenpresse“, „Verheimlicht, vertuscht, vergessen. Was 2020 nicht in der Zeitung stand“ und „Der Bürgerkrieg kommt! Die Verbote von Aufstand und Revolution in deutschen Städten“.

Zu den Kopp-Autoren zählen auch etliche Corona-Zweifler. Aber damit hat von Däniken nichts zu tun. Er tut alles, um sich nicht anzustecken, und er ist inzwischen doppelt gegen Covid-19 geimpft. Aber er ärgert sich, dass er zahlreiche Vorträge und Reiseführungen absagen muss-

te. „Wegen Corona entgehen mir 300.000 Franken im Jahr.“ Zum Glück kämen noch Einnahmen aus Buchverkäufen herein, vor allem aus Amerika. Dort ist von Däniken bekannt wie ein bunter Hund, nicht zuletzt dank zahlreicher Auftritte im Fernsehen. Die Regisseure Roland Emmerich und Ridley Scott lehnten sich in ihren Filmen „Stargate“ und „Prometheus“ an seine Thesen an.

Haben die Außerirdischen Corona auf die Erde gebracht? „Könnte sein“, antwortet von Däniken, „aber sicher nicht mit Absicht.“ Könnten sie uns helfen, Corona wieder loszuwerden? „Ja, aber das ist nicht ihre Aufgabe. Wir müssen uns schon selber helfen.“

Auf Twitter folgen von Däniken fast 70.000 Menschen. Dort echauffiert er sich über „Gender-Quatsch“ und „Klima-Hysterie“. Der Weltklimarat unterdrücke jede kritische Meinung, behauptete er im August. Er beteuert aber, dass er kein Klimaleugner sei. Nur sei der Klimawandel einfach nichts Neues, den habe es doch schon immer gegeben. Also alles halb so wild. In einem anderen Tweet pries er die rechte Weltwoche als einziges Schweizer Presseorgan, „das nicht denselben abgedroschenen Staats-Mist berichtet wie alle anderen“.

An einer Wand in seinem Büro hängen Auszeichnungen und Ehrungen, die von Däniken über die Jahre verliehen bekam, darunter die Ehrendoktorwürde der Universität Boliviana in La Paz. Nicht zu finden ist dort indes der Satire-Preis „Goldenes Brett vorm Kopf“, den er vor einigen Jahren von der Gesellschaft für kritisches Denken (GkD) bekam, weil er „sich jahrzehntelang mit besonders beeindruckender Resistenz gegen wissenschaftliche Fakten einen Namen gemacht hat“. Weiter hieß es in der Laudatio: „Ein Leben lang den Blick ins All zu richten und trotzdem beide Augen fest geschlossen zu halten, ist eine besondere Leistung.“ Die GkD ist die Wiener Lokalgruppe der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften (GWUP). Sie gehört zur internationalen Skeptikerbewegung, die sich für Wissenschaft und kritisches Denken einsetzt. Am Tag dieser Preisverleihung sei er leider auf Reisen gewesen, sagt von Däniken. Sonst wäre er da gerne hingegangen und hätte den Skeptikern gesagt: „Nicht ich, sondern ihr habt das Brett vorm Kopf!“

#### ERST KOCH, DANN KELLNER

Erich Anton Paul von Däniken wurde 1935 in Zofingen im Kanton Aargau geboren. Seine Vorfahren kamen wohl aus der Gemeinde Däniken im Kanton Solothurn, daher der Nachname. Seine Frau Elisabeth, mit der er seit 1960 verheiratet ist, stammt aus dem Ruhrgebiet. Sie arbeitete als Haushaltshilfe in einer reichen Schweizer Familie, als sich die beiden in einem Café im Zürcher Niederdorf kennenlernten. Damals war von Däniken noch im Hotelfach tätig: Der gelernte Koch arbeitete als Kellner im Hotel Ascot in Zürich. Eine Zeitlang war er als Steward auf Ozeandampfern unterwegs. Später führte er zunächst

das Restaurant „Mirabeau“ in Bern und hernach das Hotel Rosenhügel in Davos.

Neben seiner Arbeit beschäftigte er sich mit den Ideen der prähistorischen Astronautik, für die er sich schon als Schüler begeistert hatte. Er schrieb Zeitungsartikel darüber und schließlich auch ein Buch, das aber niemand drucken wollte. 20 Verlage gaben ihm einen Korb, bis schließlich der deutsche Econ-Verlag zusagte – auf Vermittlung des Zeit-Redakteurs Thomas von Randow, mit dem von Däniken abends an seiner Hotelbar ins Gespräch gekommen war. Zur großen Überraschung verkaufte sich das 1968 veröffentlichte Erstlingswerk „Erinnerungen an die Zukunft“ millionenfach und wurde ein Jahr später verfilmt. Dabei dürfte der damalige Hype um die erste Mondlandung der Amerikaner geholfen haben. Das Timing war perfekt.

Von Dänikens Freude über den Verkaufserfolg wurde freilich dadurch getrübt, dass er zu dieser Zeit wegen Steuerbetrugs und Urkundenfälschung im Gefängnis saß. Die aus seiner Sicht ungerechtfertigte Verurteilung erregt ihn bis heute: „Das war eine Riesensauerei, da mag ich gar nicht mehr drüber reden.“ Er habe damals Außenstände gehabt, das stimme, aber schon zu Prozessbeginn seien alle Schulden beglichen gewesen.

Später wurde von Däniken vorgeworfen, beträchtliche Teile seines ersten Bestsellers aus dem Werk eines französischen Autors übernommen zu haben. „Ja, ich habe andere Quellen benutzt und Gedanken übernommen“, sagt er. „Ein Sachbuch ist keine Dissertation. Mehr als die Hälfte war schon von mir.“

Obwohl er älter wird, will von Däniken so weitermachen: Bücher schreiben, auf Reisen gehen, Vorträge halten. „Das Interesse ist sehr groß. Wenn ich nach Vorträgen meine Bücher signiere, stehen die Leute Schlange. Und jeder Vierte sagt zu mir: Sie haben mein Leben beeinflusst.“ Doch was, wenn die Kräfte schwinden? Seine Tochter, die als Ressortleiterin bei der Schweizer Bauern-Zeitung arbeitet, möchte nicht in seine Fußstapfen treten. Sein langjähriger Sekretär und enger Vertrauter Ramon Zürcher solle die Arbeit der A.A.S. GmbH, die ein Magazin (Sagenhafte Zeiten) herausgibt und Kongresse veranstaltet, eines Tages fortsetzen. Laut Handelsregister ist er schon als Mitgesellschafter registriert.

Im Büro in Interlaken dient Ramon Zürcher auch als Abfänger, wenn Däniken-Fans unangemeldet vor der Tür stehen. Sein Büro ist ja leicht zu finden. Bei der Arbeit will der Autor aber nicht gestört werden. Über seine rechte Hand lässt von Däniken den Besuchern dann ausrichten, dass sie nach Feierabend gerne in die Bar des Dorint-Hotels in seinem Wohnort Beatenberg kommen könnten, eine Viertelstunde entfernt von Interlaken. „Dort sitze ich am Abend meist mit meiner Frau und trinke Johnny Walker Black Label.“ Nach ein paar Schluck hören sich seine Thesen schon besser an. ◀

FOTOS: ANNEBERGER, DIBINE/MELLENARCOWICZ

GENESIS RESPEKTIERT IHR  
KOSTBARSTES GUT: IHRE ZEIT.  
IMMER FÜR SIE DA –  
IHR GENESIS PERSONAL ASSISTANT.



DER GENESIS GV70

IT'S ABOUT TIME.  
GENESIS.COM

Kraftstoffverbrauch für die Genesis GV70 Modelle (kombiniert): 10,1–7,1 l/100 km (nach WLTP);  
CO<sub>2</sub>-Emission (kombiniert): 230–185 g/km (nach WLTP).

Die angegebenen Verbrauchs- und Emissionswerte sind auf Grundlage des weltweit harmonisierten Prüfverfahren für Personenwagen und leichte Nutzfahrzeuge (Worldwide Harmonized Light Vehicles Test Procedure, WLTP) ermittelt. Für seit dem 01.01.2021 neu typgeprüfte Fahrzeuge existieren die offiziellen Angaben nur noch nach WLTP.



GENESIS

# „DIE HEILIGE FAMILIE IST EIN MYTHOS“

Vater, Mutter, Kind – die Vorstellung der klassischen Kleinfamilie ist in vielen Köpfen noch immer als Ideal verankert. Aber ist sie wirklich traditionell? Und wie wichtig ist es, Begriffe für neue Familienmodelle zu finden?



IN BESTER GESELLSCHAFT (1)

Unsere Welt verändert sich so schnell wie nie zuvor – und wird immer unübersichtlicher. Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke ist Soziologin mit den Schwerpunkten Akzeptanzforschung, Rechtssoziologie, Gender Studies, Familiensoziologie und private Lebensformen sowie Sozionik. Sie wird von nun an regelmäßig unsere Fragen zum Zustand der Gesellschaft beantworten.

*Frau Lucke, heute gibt es viele verschiedene Formen von Familien. Was ist mit der Idealvorstellung der Kernfamilie?*

Aus Ihrer Frage höre ich die Annahme heraus, dass die Kernfamilie eine Art Blaupause sei: Vater, Mutter, Kind. Auf dem Feld der Familie gibt es ganz viele Irrtümer, die sich hartnäckig halten. Dass die Kernfamilie eine Urinstitution ist, ist so ein Irrtum. Die bürgerliche Familie ist historisch betrachtet erst relativ spät entstanden. Das lag daran, dass Männer ein Interesse daran entwickelt haben, zwei Dinge zu vererben: ihr Vermögen und ihren Namen. So kam überhaupt erst der Vater in die Familie. Zuvor hatte man gar keine Vorstellung davon, wo die Kinder überhaupt herkommen – so lange wie neun Monate hat man damals nicht vorausgedacht. Da waren Männer eher Gäste, die kamen und gingen. Die ursprüngliche Form ist eigentlich: Mutter, Kind.

*Waren Familien mit einem Vater besser dran?* Das kann man im Nachhinein relativ schlecht beurteilen, weil es gerade von Familien viele Zerrbilder gibt, etwa beim Thema Großfamilie: Da existiert dieses Bild, es hätten mehrere Generationen zusammengelebt. Das kann allein schon deshalb nicht sein, weil die Lebenserwartung früher viel geringer war. Wenn Sie also mit 30 oder 40 schon tot waren, dann können Sie, selbst wenn Sie sich ganz arg beeilt haben, nicht so schnell Großmutter, geschweige denn Urgroßmutter geworden sein. Im Grunde genommen kommt erst heute, mit steigender Lebenserwartung, die Mehr-Generationen-Familie auf.

*Noch immer romantisieren viele die Vorstellung der Vater-Mutter-Kind-Konstellation. Die ist aber gar nicht aus romantischen Gründen entstanden?* Genau. Das ist eine hochfunktionale Gemeinschaft, völlig unromantisch. Mit dem leiblichen Vater macht sich der Staat von finanziellen Pflichten frei. Familie ist ein ordnungspolitisch hochrelevantes Gebilde, weil es mindestens Zuordnungs- und damit auch Ordnungsfunktionen erfüllt. Sie können – und das ist ideal – jedem Kind Eltern zuordnen, die unterhaltspflichtig sind. Es gab lange die Amtspflegschaft: Wenn eine ledige Frau ein Kind bekommen hat, dann trat automatisch die Amtspflegschaft ein, deren vorderstes Ziel war, den Erzeuger zu finden, damit man ihn haftbar machen kann.

*Es geht also nicht um Romantik, sondern um Geld. Und mit der Ehe ging es Männern vermutlich auch darum sicherzustellen, dass die Kinder von ihnen waren.*

Ja. Aber das ist eben schwierig. Es gibt den altrömischen Rechtsgrundsatz: Pater semper incertus est. Das ist ein Indiz dafür, dass das ganze Gebilde auf einer trügerischen Basis aufgebaut ist. Es müsste eigentlich die Matrilinearität – also die Zuordnung in der mütterlichen Linie – zum Zuge kommen, denn bislang ist die Mutter nach Paragraph 1591 Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) die Frau, die das Kind geboren hat. Die Geburt findet üblicherweise unter Zeuginnen statt. Aber auch das wird sich nach meinen Prognosen ändern. Wir werden in Zukunft wahrscheinlich neben dem Vaterschaftstest auch einen Mutterschaftstest haben. Derzeit wird darüber diskutiert, wer die „wahre“ Mutter ist: die Frau, von der die Eizelle stammt – oder diejenige, die schwanger war und das Kind geboren hat. Das sind Entwicklungen, die auch den Gesetzgeber in Zukunft beschäftigen und im Grunde genommen unsere Geschlechterordnung ziemlich durcheinander bringen werden. Wenn Sie etwa beachten, dass wir seit den neunziger Jahren nicht mehr den Automatismus haben, dass bei der Heirat der Name des Manns auch der Name der Frau wird und der Name der gemeinsamen Kinder. Jetzt haben wir schon Familien, da können theoretisch Kinder und beide Elternteile anders heißen. Da haben wir schon erste Zuordnungsprobleme.

*Und die werden nicht unbedingt weniger, oder?* Neben nicht-ehelichen Kindern und Kindern, die adoptiert sind, gibt es auch immer schon die sogenannten Kuckuckskinder. Etwas, das der Gesetzgeber im Übrigen dadurch unterstützt, dass er fingiert, dass jedes Kind einer verheirateten Frau automatisch auch das Kind ihres Ehemanns ist. Und es ist relativ schwer, das anzufechten. Da sieht man schon, welch starkes Interesse der Staat daran hat, dass „geordnete Verhältnisse“ herrschen. Und dann kommt noch eine neue Gruppe hinzu: die Spenderkinder. Es wird in Zukunft immer mehr Menschen mit einer uneindeutigen Herkunft geben. Das wird Probleme unter anderem im Unterhaltsrecht und im Erbrecht aufwerfen – es gibt für diese Themen schon jetzt Kommissionen, zum Beispiel zum Abstammungsrecht. Und auch unsere Sprachgewohnheiten ändern sich ständig. Sie können sagen „mein Mann“, müssen aber gar nicht mit ihm verheiratet sein. Oder Sie sagen: Das ist unser Kind. Bei einem homosexuellen Paar kann das biologisch nicht sein. Da wandelt sich unsere Sprache – und das ist ein nicht zu unterschätzender Indikator für einen Wandel von Verhältnissen.

*Wann hat denn unsere Vorstellung der „traditionellen Familie“ zu existieren begonnen?*

Festgeschrieben ist diese im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1899, bestätigt durch Artikel 6 unseres Grundgesetzes. Der besagt, dass Ehe und Familie unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung stehen. Da haben die Väter des Grundgesetzes versucht, die ehe-basierte Familie, bestehend aus einem Mann und einer Frau, als Modell zu etablieren – und haben gleichzeitig so getan, als sei das die Norm.

*Die Familie war da also noch gar nicht die Regel?* Tatsächlich hat es historisch immer schon eine Abstufung unterschiedlicher Eheformen gegeben. Das war auch früher schon ein ziemlichliches Durcheinander, was es da alles gab. Und es ist auch ein Mythos, von der „heiligen Familie“ auszugehen. Maria, Josef und Jesus waren bestenfalls eine „scheinheilige Familie“. Der Heilige Geist war wahrscheinlich der erste „Samenspender“ in der Geschichte. Denken Sie an die achtziger Jahre, als das anfang in Großstädten und in Universitätsstädten mit der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft, das war

zuvor noch etwas ziemlich Verrücktes. Da gab es sogar den „Kuppelei“-Paragraphen: An nicht verheiratete Paare durfte nicht vermietet werden, ohne dass man Sanktionen zu befürchten hatte. Inzwischen sind die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft und die nicht-eheliche Elternschaft milieubergreifende Lebensmodelle. Die nicht-eheliche Elternschaft war steuerrechtlich sogar zeitweilig besser gestellt als die Elternschaft verheirateter Paare. Daran sieht man auch, dass der Gesetzgeber auf solche Entwicklungen nicht wirklich vorbereitet ist.

*Muss der Gesetzgeber denn darauf reagieren?*

Na ja, vieles, was jetzt gang und gäbe ist, hat man sich zuvor gar nicht vorstellen können und wahrscheinlich auch nicht vorstellen wollen. Das sieht man auch daran, dass zu vielen Konstellationen die Begriffe fehlen. Es gibt heute den Ausdruck „Regenbogenfamilie“, der sich auf die Flagge der LGBTQIA+-Community bezieht. Aber wir wissen nicht: Was ist, rein rechtlich betrachtet, die Frau beim lesbischen Paar, die das Kind nicht geboren hat? Ist sie die Ko-Mutter? Die Mutter? Erst nach der Adoption. Und bei schwulen Paaren kann man fragen: Gibt es Vater und Vize-Vater? Da fehlen die Begrifflichkeiten. Das zeigt: Das ist eigentlich politisch nicht so richtig gewollt.

*Was wir in der Mann-Frau-Konstellation häufig beobachten, ist ein Rückfall in traditionelle Rollenbilder, sobald ein Kind auf der Bildfläche erscheint. Woran liegt das?*

Das kann ich bestätigen, wenn ich mir meine Doktorandinnen anschau, die überwiegend sehr emanzipierte Frauen sind. Die haben immer gesagt: Wenn ich mal ein Kind kriege, bleibt der Kai, so nenne ich ihn jetzt mal, zu Hause. Das haben wir fest ausgemacht. In dem Moment, in dem sich ein kleiner Bauch zu wölben beginnt, kommen dieselben Frauen in die Sprechstunde und sagen: Dem Kai kann man das nicht zumuten. Sein Chef würde das nicht verstehen. Da kippt alles in Klischees um. Und das hat unterschiedliche Gründe.

*Welche?*

In der Soziologie gehen wir immer davon aus, dass Strukturen und Kulturen irgendwie zusammenwirken. Und das ist hierfür ein Beispiel par excellence. Wenn ein Paar überlegt: Wer bleibt denn jetzt zu Hause? Dann hat man vielleicht im Kopf Arrangements getroffen, die sehr partnerschaftlich und paritätisch sind. Dann guckt man aber mal ganz konkret auf den Gehaltszettel und sieht: Der Kai verdient tatsächlich mehr. Es wäre ökonomisch hochgradig irrational, wenn er zu Hause bliebe. Das sehen dann beide ein. Dann kommt noch etwas Zweites dazu, und das ist die Zählebigkeit von Geschlechterstereotypen.

*Wie äußern die sich?*

Allein schon darin, wie unterschiedlich die Blicke auf Mütter und Väter sind. Wenn ein Vater den Kinderwagen schiebt, dann zeigen alle auf ihn und sagen: Ach, was für ein tolles und besonderes Exemplar Mensch. Wenn eine Frau alleine mit ihrem Kind zu sehen ist, gibt es auch mal Blicke, die sagen: Wie geht denn die mit dem Kind um? Das bekommen Sie einfach nicht innerhalb von einer Generation geändert. Wir haben immer noch ganz stark biologistisch und naturalistisch geprägte Bilder im Kopf. Und dann wird immer noch das Totschlagargument schlechthin gebracht: Männer können keine Kinder bekommen. Ich frage mich: Wie sind die denn dann Väter geworden? Immer noch haben wir die Situation, dass Frauen, die Kinder gebären, viel mehr zu Müttern werden, als dass Männer, die Kinder zeugen, zu Vätern werden.

*Die Fragen stellten Julia Bähr und Johanna Dürrholz.*

FOTO: MARCUS SMARITS

# GROSSES KINO FÜR IHRE WÄNDE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Sebastian Magnani Just a Drink, Aufl. 150, handsigniert 80 x 120 cm, Edition Nr. SMA01, unter Acrylglas, 999 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin. Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Interior © Ruby design living, Berlin



DAS NEUE ART MAGAZINE



KOSTENFREI BESTELLEN  
LUMAS.COM/MAGAZIN

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH  
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN  
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS<sup>1</sup>

THE LIBERATION OF ART



# Ich lebe immer in Extremen

Marteria hat mit seinem neuen Album eine Ode auf das Leben geschrieben. Man solle nicht immer so verdammt vernünftig sein, sagt der Rapper – und sucht sich auch für unser Shooting die extremsten Looks aus.

Text Sebastian Eder, Styling Markus Ebner, Fotos Julia von der Heide

①

Ob er überleben würde, das konnte der Arzt dem Rapper Marteria nicht sagen. Bei einem Benefizspiel für den Fußballverein Hansa Rostock hatte der Musiker 2015 erst 90 Minuten durchgespielt, zwei Tore geschossen und danach so viel Bier getrunken, dass seine Nieren versagten. „Es stand bei mir auf der Kippe: Leben oder Tod“, sagte Marteria zwei Jahre später. „Freunde und Familie waren am Boden zerstört.“ Er überlebte, merkte aber, dass er sein Leben verändern musste. „Seit zwei Jahren trinke ich keinen Alkohol und nehme keine Drogen mehr. Und das feiere ich total ab“, sagte er 2017. Seinen Rausch hole er sich jetzt durchs Angeln. „Mir fehlt gar nichts.“

Anfang 2021 veröffentlichte Marteria mehrere kurze Videos: Er und der Feine-Sahne-Fischfilet-Sänger Monchi fallen darin schwerbetrunken in eine Dönerbude ein, trinken oberkörperfrei und grölend Schnaps in einer Kneipe, randalieren auf der Straße und knacken schließlich in einem stockdunklen Hafen das Schloss eines Bootes. Mit diesen Szenen beginnt auch das Video zum ersten Lied von Marterias neuem Album, das in diesem Oktober erscheint. Das Lied heißt „Niemand bringt Marten um“; Marten Laciny ist der bürgerliche Name des Rappers. Auf Youtube wurde das Video schon mehr als drei Millionen Mal angeklickt – ein großer Erfolg für Marteria, dessen Hits „Kids“ (70 Millionen Klicks) und „Lila Wolken“ (47 Millionen) schon ein paar Jahre älter sind. Er kann sie immer noch schreiben, die großen Hymnen auf Feiern und aufs Leben. Unter diese Einschätzung mischten sich in der Rapszene im März allerdings auch nachdenkliche Töne: „Müssen wir uns Sorgen um Marteria machen?“, hieß die Folge eines Rap-Podcasts. Also: Müssen wir?

An einem Morgen im Juni schlappt der 38 Jahre alte Rapper mit Kapuze über dem Kopf auf ein Hotel in der Nähe des Berliner Tiergartens zu. Etwas verfeiert sieht er aus, zum Interview vor dem Modeshooting fürs F.A.Z.-Magazin bestellt er sich einen Tee. Vorher waren wir uns nicht ganz sicher, wie gut die Laune des Rappers im Hinblick auf die nächsten Stunden sein würde, in denen er in immer neuen Outfits aus dem Hotel in den Tiergarten laufen wird, um sich dort fotografieren zu lassen.

Marteria wurde als Siebzehnjähriger in New York als Model entdeckt, zog nach Amerika, brach die Karriere aber schnell ab. Später sagte er: „Modeln ist stumpf. Ziehst etwas an, bist 'ne Puppe, rennst irgendwo lang. Das erfüllt niemanden.“ An diesem Sommertag in Berlin wird Marteria aber – so viel darf man schon verraten – viel Spaß am Ausprobieren der verschiedenen Outfits haben. Erst einmal wird jedoch geredet.

Während die meisten Menschen in der Corona-Zeit wenig erlebt haben, weil sie vor allem zu Hause waren, kann Marteria von Abenteuern am anderen Ende der Welt erzählen. Sein Jahr 2020 fing damit an, dass er sich auf Instagram mit einem Video von seinen Fans in eine Schaffenspause verabschiedete. „Es geht jetzt die nächsten Monate bei mir nicht um Musik. Ich werde viel reisen, mir die Welt angucken und versuchen, mich neu inspirieren zu lassen.“ Er sei davon überzeugt, dass 2020 „das beste Jahr in unserem Leben wird“, sagte er und lag dabei in einem Pool auf Bali.

Das nächste Instagram-Video veröffentlichte Marteria mehr als ein Jahr später, es war das Suff-Video aus der Dönerbude mit Monchi. Und was ist zwischen den beiden Videos passiert? „Ich habe zunächst auf Bali viel Sport gemacht, vor allem Thaiboxen.“ Dann sei er zur Ruinenstadt Machu Picchu in Peru geflogen und schließlich zum Angeln auf eine Insel vor Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. Ausgerechnet dort holte ihn die Pandemie ein. Im März 2020 herrschte in Venezuela ein „totaler“ Lockdown. Grenzen wurden abgeriegelt, Flüge ausgesetzt, Geschäfte geschlossen. „Das war ein dramatischer Moment“, sagt Marteria. „Es gab kein Flugzeug mehr zurück.“ Caracas gilt als eine der gefährlichsten Städte der Welt, in fast keiner anderen Metropole wird so häufig gemordet. „Da lagen schon vor Corona die Leichen am Straßenrand.“ Die Versorgungslage ist katastrophal: In Venezuela mangelt es an Wasser, Lebensmitteln, Medikamenten, Benzin und Gas, selbst in Krankenhäusern kommt es zu Stromausfällen.

Als der Lockdown begann, charterte der Rapper eine Cessna und flog nach Trinidad und Tobago, in das Land der zwei karibischen Inseln, die direkt vor Venezuela liegen. „Wir konnten landen, aber ich wurde wegen der Corona-Regeln nicht ins Land gelassen. Bewaffnete Grenzer wollten mich zurück ins Flugzeug setzen.“ Er habe die deutsche Botschaft kontaktiert und versucht, den Mitarbeitern klarzumachen, dass er nicht zurück nach



②

// „Modeln ist stumpf. Ziehst etwas an, bist 'ne Puppe, rennst irgendwo lang. Das erfüllt niemanden.“ //



③

① Mantel und Kapuzenpullover von Etro; Hose von C. P. Company; Schuhe von Dolce & Gabbana; Halskette von Versace

② Jacke von Givenchy; Top von Jet Set; Hose von Viktor & Rolf über Zalando

③ Schuhe von Dolce & Gabbana

// „In Caracas hatte jeder, den ich kenne, schon mal eine Knarre am Kopf. Ich dachte, ich sterbe vielleicht nicht sofort, aber bald.“ //



④ Jacke und Hose von Versace; Poloshirt von C.P. Company; Schuhe von Dior Men

⑤ Jacke von Boss; Top von Dior Men; Shorts von Fendi; Schuhe und Tasche von Z Zegna

⑥ Kapuzenpullover, T-Shirt und Hose von Brunello Cucinelli; Schuhe von Z Zegna; Halskette von Versace



Caracas könne. „Das ist kein Kriegsgebiet, aber schon sehr nah dran. Der Botschafter hat mir gesagt, er könne nichts machen – ich solle irgendwie versuchen, nach Barbados zu kommen.“ Das Land liegt auf einer Insel noch mal eine Flugstunde nördlich von Trinidad und Tobago. Marterias Pilot weigerte sich aber, dort unangemeldet hinzufiegen – und flog zurück nach Caracas. „Ich habe mich schon in Mad-Max-Montur bei Unruhen Schaulenfenster einschmeißen sehen, um an Brot zu kommen, das inflationsmäßig 80.000 Dollar kostet“, sagt Marteria. „In Caracas hatte jeder, den ich kenne, schon mal eine Knarre am Kopf. Ich dachte, ich sterbe vielleicht nicht sofort, aber bald. Und dann waren die Leute, bei denen ich in der Nacht in Caracas untergekommen bin, unglaublich nett. So wie es immer ist in den Ländern, die am ärmsten sind.“

Am nächsten Morgen startete Marteria in der Cessna in Richtung Barbados, in das Heimatland der Sängerin Rihanna. „Ich habe mit der Frau, die Stempel zur Einreise verteilt hat, über Rihanna geplaudert – nebenbei hat sie mir den Stempel in den Pass gedrückt. Ich war unglaublich erleichtert, habe zwei Tage gefeiert und aufs Leben angestoßen.“ Als er wieder nüchtern war, waren die Rückhol-Flugzeuge der Regierung weg. „Ich habe mir erst mal nichts daraus gemacht, es gab kaum Corona-Fälle.“ Schnell wurden es aber immer mehr. Als die Supermärkte zum letzten Mal vor dem Lockdown um neun Uhr öffnen sollten, habe er sich um sieben Uhr vor einen Laden gestellt. „Die anderen waren aber schon um vier Uhr da.“ In der Nacht darauf um 1.30 Uhr habe er die letzten Nudeln bekommen. „Und dann saß ich in diesem wunderschönen Paradies, habe auf das türkise Meer geschaut und konnte nichts machen. Also habe ich angefangen, Musik zu schreiben.“ Viereinhalb Monate verbrachte er auf Barbados, am Ende hatte er 20 Lieder geschrieben. Das erste: „Niemand bringt Marten um“.

Was nach so vielen Jahren und Platten noch sein Ziel beim Musikmachen ist? „Mir geht es schon lange nicht mehr darum, wer den krasssten Reim hat. Mein einziges Ziel ist es, ein Lied zu schaffen, das bleibt“, sagt Marteria. Manchmal gelinge ihm das, manchmal nicht. „Ich habe zwischendurch auch mal schlechtere Musik gemacht – einfach weil es normal ist. Das passiert jedem Künstler, da muss man durch. Hauptsache, man macht nicht immer denselben Scheiß – das ist der Tod persönlicher Entwicklung. Ich versuche, immer etwas Neues zu machen. Das kann auch sein, sich wieder auf die Ursprünge zu besinnen.“ Die Ursprünge von Marteria liegen in Rostock, dort wurde er 1982 als Sohn eines Seemanns und einer Lehrerin geboren. Über seinen älteren Bruder lernte er früh die Hip-Hop-Kultur kennen. Mitte der Neunziger fing er selbst an zu rappen und veröffentlichte mit Freunden erste Freestyle-Tapes. Erfolgreich war er zunächst aber als Fußballspieler: Marteria war Kapitän der Jugendmannschaft von Hansa Rostock, spielte in der U-17-Nationalmannschaft – und gab diese Karriere dann auf, um es als Model in New York zu versuchen.

Mit der Modebranche konnte er wenig anfangen, dafür vertiefte er seine Rap-Leidenschaft in der Hip-Hop-Hauptstadt: Während er in U-Bahnen an Graffiti vorbei zu Modeshootings von Hugo Boss und Valentino fuhr, schrieb er Reime in sein Skizzenbuch. Zurück in Deutschland ging Marteria auf eine Schauspielschule, erst 2006 veröffentlichte er sein erstes Album. Der große Erfolg blieb aus, zwei Jahre lang lebte er von Arbeitslosengeld.

Erfolgreich war in Deutschland damals Gangsta-Rap: Aggro Berlin, Bushido und Kollegah beherrschten die Szene, bis die Hörer irgendwann vorerst genug hatten von den immer gleichen Drogendealer- und Zuhältergeschichten. Ende der nuller Jahre wirkte es, als wäre die große Zeit des Deutschraps vorbei. In Wirklichkeit ging der Hype erst richtig los. 2010 veröffentlichte Marteria das Album „Zum Glück in die Zukunft“, es war sein Durchbruch und gleichzeitig der Beginn einer neuen Ära im Deutschrapp, die von Rappern wie Cro, Casper und ihm geprägt wurde.

In ihren Texten ging es nicht um Rauschgifthandel und Gewalt, sie schrieben persönliche, tief sinnige Partyhymnen, die in Clubs und im Radio liefen und Deutschrapp aus der Nische in die Mitte der Gesellschaft brachten. Bis heute ist Rap die erfolgreichste Musikrichtung in Deutschland. Tief sinnige Texte sind allerdings wieder die Ausnahme geworden. Die aktuellen Stars reihen vor allem Namen von Klamotten- und Automarken aneinander.

Was Marteria davon hält, wie sich die Szene entwickelt hat? „Ich bin da ein bisschen rausgewachsen“, sagt er. „Aber ich höre immer noch alles und finde auch Leute cool.“ Auffällig sei, dass viele junge Rapper sich vor allem





auf den Vibe der Musik konzentrierten, es gehe ihnen nur um die Stimmung – und nicht um den Inhalt. „Mir war immer beides wichtig. Aber eine Jugendkultur ist eine Jugendkultur, die Jugend entscheidet. Deswegen hat das seine Berechtigung.“ Die aktuelle Zeit sei politisch vielleicht zu aufgeladen. „Die Kids wollen Seelenbalsam und nichts, was sie noch zum Nachdenken bringt. Auch das kann ich ein bisschen verstehen.“ Es werde aber eine Zeit kommen, in der Inhalte mehr zählen. „Die Kinder der aktuellen Generation machen dann vielleicht wieder politischere Musik und fragen ihre Eltern: Seid ihr eigentlich alle bescheuert gewesen?“

Den Anschluss an die Jugend verliert Marteria allein schon wegen seines 13 Jahre alten Sohns nicht, von dessen Mutter er getrennt lebt. „Während der Trennung gab es nicht nur schöne Zeiten. Aber jetzt haben wir das gut geregelt, und ich freue mich, mit meinem Sohn die Welt noch mal neu entdecken zu können, mit ihm Fußball zu spielen, über Musik und das Leben zu sprechen.“

Versteht er als Vielflieger es denn auch, dass die jüngere Generation nicht mehr das Ziel hat, um die Welt zu reisen – sondern Fernreisen in Zeiten der Klimakrise ein Tabu geworden sind? „Es stimmt, dass Reisen klimaneutral werden muss“, sagt Marteria. „Aber ich fände es eine ganz schlimme Veränderung, wenn die Menschen nicht mehr reisen würden. Reisen führt dazu, dass die Welt zusammenrückt und Vorurteile gebrochen werden. Klar, die Erde ist unfassbar wichtig. Aber es ist auch wichtig, dass die Menschen darauf miteinander klarkommen. Mit Leuten, die lange im Ausland waren, kannst du viel offenere Gespräche führen, das merkst du sofort.“

Genauso unterschätzt wird seiner Meinung nach ein anderes Thema, das gerne als hedonistisch abgetan wird: „Feiern ist für junge Menschen unfassbar wichtig. Es gibt so viele, die während Corona eigentlich ins Leben starten, etwas erleben und diese Erlebnisse mit Freunden teilen wollten. Für die ist meine neue Platte.“ Passenderweise wurde das Album „5. Dimension“ mitproduziert von einer Elektromusik-Legende: DJ Koze. In einem Lied rappt Marteria: „Den Absprung nicht schaffen, da gibt's keinen Besseren als mich.“

Aber hatte er mit dem Feiern nicht abgeschlossen? „Ich habe vier Jahre lang einen sehr gesunden, aber ziemlich öden Alltag gelebt“, sagt Marteria. „Wenn du das größte Konzert deines Lebens vor 32.000 Fans in einem Stadion spielst und danach ein alkoholfreies Krombacher trinkst und im Bus eine Folge ‚Vikings‘ schaut, ist das scheiße. Man muss auch ein bisschen feiern. Natürlich geht das auch ohne Alkohol – aber das ist dann halt öde.“ Wann er zum ersten Mal wieder getrunken hat? „Ich habe in Rostock in einem Club auf der Tanzfläche zwei Jungs getroffen, die ich in einer alten Goldgräberstadt am Ende der Welt in Kanada kennengelernt hatte. Das fand ich so großartig, dass ich mich mit ihnen abgeschossen habe. So kam ich zurück in die Welt des Wahnsinns.“

Also: Muss man sich jetzt Sorgen um ihn machen? „Meistens haben Leute, die sich über andere Menschen so viele Gedanken machen, selbst Probleme“, sagt Marteria. „Klar, gerade während der Corona-Zeit hat man sich um manche Freunde Sorgen gemacht, die es im Lockdown mit dem Alkohol übertrieben haben. Ich war auch einer von denen. Aber ich lebe immer in Extremen. In anderen Phasen mache ich extrem viel Sport, gehe auf extreme Angelreisen, das gleicht sich alles aus.“

Sein neues Album sei keine Ode an den Alkohol. „Es ist eine Ode daran, dass man nicht immer so verdammt vernünftig sein muss. Ich mag es, mich treiben zu lassen und auch mal in die Scheiße zu geraten. Es gibt Situationen, die kann mir nur die Nacht geben – und die liebe ich. Man darf nach einem negativen Erlebnis nicht die positiven Seiten vergessen. Mein Körper sagt mir schon, wann es genug ist.“ Natürlich habe er sich durch die Rückkehr in die „Welt des Wahnsinns“ viele Probleme zurückgeholt. „Aber Probleme schreiben auch die schönen Lieder – so war das schon immer.“

**Fotos:** Julia von der Heide  
**Styling:** Markus Ebner  
**Mode-Assistenz:** Evelyn Tye  
**Styling-Assistenz:** Zora Brunath, Per-Laurid Evler, Alexander Rottenmanner  
**Foto-Assistenz:** Vic Harster

Fotografiert am 15. Juni 2021 im Berliner Tiergarten



⑦ Pufferjacke von Dolce & Gabbana; Kapuzenjacke von Armani Exchange

⑧ Kompletter Look von Moschino

⑨ Cape von Salvatore Ferragamo; Halskette von Versace

// „Ich freue mich, mit meinem Sohn die Welt noch mal neu entdecken zu können.“ //



Im Schnitt sehr einig: Miley Cyrus und Joe Exotic (links) tragen Vokuhila – so wie unser Autor (oben).

# IN DIE HAARE GEKOMMEN

Von Artur Weigandt

Der Vokuhila ist plötzlich wieder aktuell – auch als Widerstand gegen die glattgebürstete Gegenwart.

Als ich vor ein paar Tagen einen Polizisten fragte, warum Jugendliche in der Nacht von der Isar vertrieben werden, antwortete er: „Mit dieser geilen Frise darfst du mir jede Frage stellen.“ An den Seiten sind meine Haare rasiert. Vorne sind sie kurz. Hinten lang. Für viele ist diese Frisur der lebende Beweis für schlechten Geschmack. Für mich – und für die Münchner Polizei – ist diese Frisur eine Ode an die Stilgötter. Ich trage Vokuhila. Und bin stolz drauf.

Der Vokuhila („vorne kurz, hinten lang“) wurde immer wieder totgesagt und war dann wieder angesagt. Nach seinem Trend-Höhepunkt in den achtziger Jahren und einer Bad-Taste-Phase in den nuller Jahren ist der Schnitt zurück. Alt und jung, reich und arm, Hipster und Gangster: Der Club der Vokuhila-Träger ist ein Querschnitt – oder besser Längsschnitt – der deutschen Gesellschaft. Zum Club der Nackenspoiler, wie die Frisur verniedlichend auch genannt wird, gehören heute internationale Prominente wie Demi Lovato und Miley Cyrus. Und ich. Der Vokuhila ist nicht nur Kult – diese Frisur ist Kultur. Was hat es mit der Frise auf sich?

Ich trage den Vokuhila nicht, weil er angesagt ist. Ganz im Gegenteil. So wie sich Britney Spears nach einer nervenaufreibenden Zeit den Kopf kahl rasierte, wollte ich mir meine Haare auch ganz abschneiden. Stattdessen ließ ich sie mir von einer Freundin nach einem nervenaufreibenden Projekt vorne kurz und hinten lang schneiden. Ein Glas Wodka in der rechten, eine Zigarette in der linken Hand. Modern Talking dröhnte durch die Lautsprecher meines Laptops. Oberkörperfrei auf einem Küchenstuhl, Maschine an, Seiten weg-rasiert. Mein Britney-Spears-Moment. Oder besser gesagt: mein Maaskantje-Moment.

Das niederländische Dorf Maaskantje dürfte jedem Millennial bekannt sein. Es war Schau-

platz für die Serie „New Kids“. Von 2007 bis 2012 randalierte dort eine Gruppe von fünf jungen Männern aus den neunziger Jahren in Trainingsanzügen, mit Kippen und Billigbier. Ihr primitives Verhalten brannte sich auf ewig in das Gehirn einer ganzen Generation ein. So wie ihre Vokuhilas. Wenn ich mit meinen 26 Jahren durch Nymphenburg laufe, höre ich, wie mir junge Leute hinterherrufen: „So ein großer Feuerball, Junge.“ Eine Anspielung auf die Serie. Und ein Kompliment an mich. Seien wir mal ehrlich: Neue Frisuren sind dazu da, sich wohlfühlen und Aufmerksamkeit zu generieren.

Doch der Vokuhila ist nicht nur ein Anlass für trashkulturelle Sprüche. Nach „New Kids“ wurde es still um die Frisur. Bis das Virus kam. Und mit ihm der Hype um die Netflix-Dokumentation „Tiger King“, eine der am häufigsten gestreamten Serien der Welt. Man brauchte damals dringend etwas Aufmunterung, Ablenkung, Trash. Außerdem suchte man nach Ideen für die wuchernde Haarpracht. Und wer konnte da ein besseres Vorbild sein als Joe Exotic, der Hauptdarsteller der Doku? Zwischen „Tiger King“ und der Idee, sich selbst einen Vokuhila zu schneiden, liegt nur eine Haaresbreite. Denn diesen Schnitt kann man sich halbwegs vernünftig im Spiegel selbst beibringen. Gut, mir wurde er geschnitten, aber ich hätte es auch selbst machen können – ideal in Zeiten der Abstandsgebote.

Im Ausland hat der Vokuhila eine noch größere Bedeutung als in Deutschland. Während man ihn hier mit Fußballspielern wie Rudi Völler verbindet, geht es dort um eine andere Bedeutung: um Auflehnung. Wie keine andere Frisur steht er für die verschwimmenden Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit. Er ist die Haar gewordene Rücksichtslosigkeit gegenüber gesellschaftlichen Normen. Dabei gehört die Frisur zur goldenen Pop-Epoche der Emanzipation: Der Vokuhila brachte zum Ausdruck, dass seine Trägerinnen und Träger sich nicht auf eine sexuelle oder sonstige Identität festlegen. Männliches und Weibliches, Gezähmtes und Wildes verbinden sich in ihm ebenso wie die Auflehnung gegen die bürgerliche Welt (durch das Tragen von langen Haaren) und die Auflehnung gegen

die Auflehnung (durch das Tragen von kurzen Haaren). Der erste Träger dieser Frisur war übrigens David Bowie. Er ließ sich den Vokuhila 1972 in London schneiden. Revolution und Spießertum gingen eine perfekte Symbiose ein. So viel zur Theorie.

Für mich ist der Vokuhila mehr als eine Antwort auf gesellschaftliche Fragen. Der Vokuhila ist Kommunikation. Als ich an einer Baustelle entlanglief, sprachen mich Bauarbeiter auf die Frisur an. Fußball, Pop, Alltag: Der Vokuhila büstete ihre Erinnerungen auf. Er ist das in Haare gegossene Fundament einer ganzen Generation. Und das paradoxerweise generationsübergreifend. Denn bei jungen Studenten scheint die Frisur anzukommen. In einer U-Bahn kamen sie auf mich zu, mit Bauchtaschen, bunten Trainingsjacken, Sneakern: „Coole Frisur, Mann! So wie du aussiehst, hast du bestimmt Kippen.“ Ich hatte. Und teilte.

Der Vokuhila ist der Feuerball unter den Frisuren, eine Explosion im öffentlichen Raum. Diese Frisur überwindet und verbindet. Sei es nur, weil viele Menschen fasziniert davon sind, dass da jemand diese Zeitgeistmaschine wieder angeworfen hat. Hier passt sich niemand einem Trend an, sondern er widersetzt sich dem glattgebürsteten Mainstream. Gegen Alternative und Friedensbewegte, gegen Yuppies und Dandys und Papis. Gegen die Politisierung des Alltags und gegen politische Apathie. Gegen Risikogesellschaft, Spaßgesellschaft und Globalisierungsgegner.

Das Flair der Achtziger ist lebendig. Karottenhosen, Schulterpolster, Stirnbänder, breite Taillengürtel, in Neonfarben und Metallic-Tönen, dazu ein Vokuhila-Schnitt. Rudi Völler war einst die Antwort auf die Glamour-Girlies, auf das Künstliche und Entrückte. Nicht zurückgeegelt wie ein Banker, nicht wuschelig wie ein Student, nicht kahl rasiert wie ein Hipster: Aus all diesen Stereotypen wächst der Vokuhila hinaus. Er ist nicht nur Pop, nicht nur Retrotrend, nicht nur „bad taste“ oder Ironie. Der Vokuhila ist überzeitlich, er ist Rambo, Dieter Bohlen, Mel Gibson, David Bowie. Der Vokuhila ist die Frisur der Götter. Deswegen trage ich ihn.

FOTOS: ANNA ZHUKOVETS, DPA (2)

## MR MARVIS

AMSTERDAM



NEU: DIE COOLERDAYS

**MACH DICH BEREIT FÜR DAS KALTE WETTER**

Die Tage werden kürzer und das Wetter wird kühler. Kein Shorts-Wetter mehr - selbst unsere Longs könnten dann nicht mehr warm genug sein. Deshalb stellen wir jetzt die Coolerdays vor! Mit einem angenehm warmen und dehnbaren GOTS-zertifizierten Stoff, der fast 40% schwerer ist als der Stoff der Longs, ist dies die perfekte Chino für Temperaturen unter 15 Grad Celsius.



BESTELLE JETZT DIE COOLERDAYS AUF [MRMARVIS.DE](http://MRMARVIS.DE)

**ETRO:** Bei dieser Familie ist plötzlich was los. Sie gehören nun auch zu LVMH, nämlich über den Investment-Fonds L Catterton, der die Mehrheit des Unternehmens übernommen hat. Das sind gute Nachrichten für die Geschwister Kean und Veronica Etro, denn nun können sie sich auf ihre paisleyverliebte Mode konzentrieren. Kean Etro (Schwarz-Weiß-Foto) hielt seine Live-Schau auf alten Eisenbahnschienen ab. Kaum Paisleys, trotzdem Lebensfreude! Die LVMH-Spezialisierung ist auch schon angekommen: So viele Taschen und Accessoires sah man hier noch nie. Veronica Etro, die für die Damen zuständig ist, wird es ähnlich sehen.



**TOD'S:** Walter Chiapponi wirkt zufrieden. Kein Wunder, denn der neue Chefdesigner von Tod's scheint zu wissen, wie man die Lifestyle-Marke entwickelt. Am besten sehen die neuen Designs auch gleich an ihm aus. Siebziger-Stimmung und Uniform-Elemente passen überraschend gut zueinander. Tod's-Gründer Diego Della Valle lässt ihn auch die Anzeigenkampagnen und das Image betreuen. Chiapponi hat sogar ein Büro bekommen, das eigens für ihn gemacht und ausgestattet wurde. Dort haben wir dieses Foto aufgenommen. Auch der Hintergrund passt ins Bild.



**BRUNELLO CUCINELLI:**

Hier bleibt alles in der *famiglia*. Brunello Cucinelli ist halt ein Familienunternehmer. Immer mehr Verantwortung für das Image und für die Kampagnen der Marke überlässt er seiner Tochter Carolina. Denn auch bei Luxusmarken, die Blousons für 1500 und Daunenwesten für 3000 Euro verkaufen, geht es nicht erst seit der Pandemie um die weitere Digitalisierung. Carolina Cucinelli sprudelt nur so vor Ideen. Unter anderem hat sie ein Programm angeschoben, in dem coole Freunde der Marke inszeniert und als Testimonials eingesetzt werden. Für den philosophischen Überbau sorgt weiter Brunello Cucinelli, der nun vielleicht wieder mehr Zeit hat, in seiner Turmbibliothek Seneca und Cioran zu lesen.



**MILANO  
DI NUOVO  
ALLA MODA**

Die ersten Schauen nach dem Lockdown!  
Für die italienischen Designer war Mailand ein Neustart:  
Endlich können sie sich wieder mitteilen.  
Eindrücke von der Männermodewoche.

Von Markus Ebner, Fotos Julia von der Heide



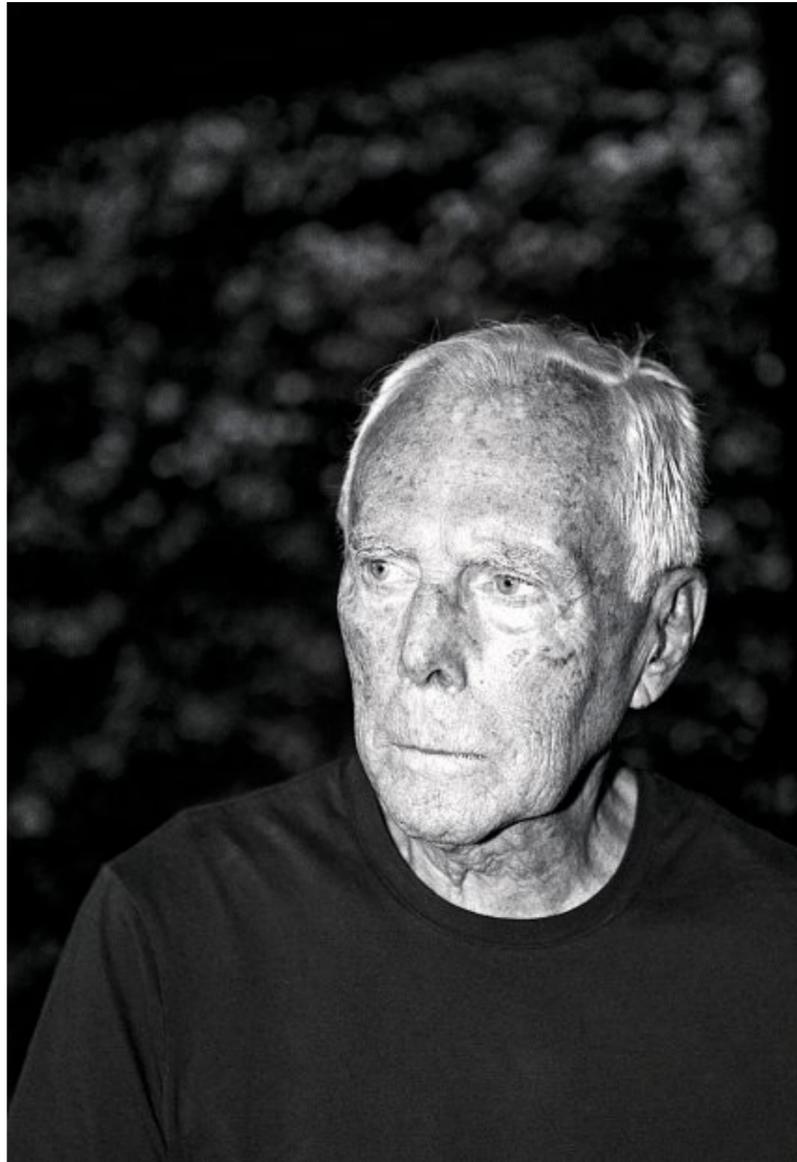
**MASSIMO ALBA:** Dieser Mann hat einen Lauf. Seine Cordanzüge in Beigetönen und die groß geschnittenen Baumwollhemden, die eingetragen aussehen, haben auch den Ausstatter des neuen James-Bond-Films „Keine Zeit zu sterben“ angesprochen. Bond-Darsteller Daniel Craig trägt die Anzüge sogar einfach so – ohne dass Alba, wie sonst üblich, dafür hätte bezahlen müssen. Mundpropaganda ist auch in der Mode immer noch die beste Art der Werbung.



**KITON:** Antonio de Matteis hält das Unternehmen zusammen. Am besten hilft dabei auch in diesem Fall die Familie. Seine Zwillingssöhne Mariano und Walter hat er mit der Urbanwear-Kollektion KNT betraut – das Akronym steht für Kiton New Texture. Kiton will also einen weiteren Markt erschließen jenseits der Stammklientel in den Vorstandstagen und Herrenklubs: vermögende Kunden jüngeren Alters. Dank Mariano und Walter de Matteis gibt es auch Kaschmir-Hoodies, ebenfalls aus eigener Fertigung. Was die Marke bedeutet, das wissen sie ganz gut von ihrem Vater.

**ARMANI:**

Giorgio Armani macht einfach immer weiter. Der 87 Jahre alte Meister der italienischen Mode hatte bei der Fußball-Europameisterschaft einen großen Marketingerfolg: Er kleidete nicht nur die Spieler des neuen Europameisters ein, sondern auch den Vater des Erfolgs, Trainer Roberto Mancini, der an der Seitenlinie in den Jackets und Hemden des Designers *bella figura* machte. Die Schau veranstaltete Armani im Garten seines Privathauses. Tage zuvor war er in einem Kino gestürzt und musste mehrfach am Arm genäht werden – von der Schau hielt es ihn nicht ab. Wieder war zu sehen: Männermode ist seine Stärke. Und: Marineblau geht immer.



**ZEGNA:**

Auch diese Familie denkt größer. Ende des Jahres wird Ermengildo Zegna mit seinem Unternehmen an die Börse gehen. Mit den Marken Agnona und Thom Browne hat er sein Portfolio längst erweitert. Nun soll Zegna gar mit mindestens 3,2 Milliarden Dollar bewertet werden. Als Chefdesigner sorgt Alessandro Sartori (Bild rechts oben) dafür, dass die 1910 gegründete Marke auch modisch wächst. Seit Gillo Zegna ihn von Berluti zurückgeholt hat, beweist der gelernte Schneider Sartori, dass er vieles beherrscht: Kooperationen wie mit Fear of God sowie die Weiterentwicklung der Firma vom Anzughersteller zum Sportswear-Experten. Passt!



Eine von Annalena Baerbocks Begründungen, warum sie ein Buch geschrieben (oder wie auch immer verfertigt) habe, geht so: Sie habe während der Pandemie „auf einmal Zeit“ gehabt. So ging es mir auch. Ich wollte aber kein Buch schreiben wie Baerbocks „Jetzt“, auch kein klassisches Journalistenbuch („Quo vadis, Deutschland?“, „Mein München“), sondern eines, das aneckt, aufregt, aufrüttelt – und zugleich, wegen der Familie, nicht zu zeitaufwendig ist. Also: ein Drama. Es sollte zur demnächst beginnenden Buchmesse erscheinen.

Mit der Idee dazu ging ich schon lange schwanger. Das kam so: Einmal im Jahr treffe ich mich mit Kumpels zum Skifahren. Abends auf der Hütte spielen wir immer „Wer bin ich?“ Man muss dabei Prominente durch Nachfragen erraten. Ich habe oft beobachtet, dass das Spiel Anlass für Konflikte und Ausgangspunkt hitziger Diskussionen sein kann. Es fängt schon an mit der Frage: Wen muss man kennen? Muss man den Philosophen Ludwig Wittgenstein kennen? Oder versucht der, der sich Wittgenstein aussucht, bloß seine vermeintlich überlegene Bildung gegenüber dem zu zeigen, der Wittgenstein erraten muss?

Eine scheinbar harmlose Frage wie „Bin ich eine Künstlerin?“ kann, wenn die zu Erratende eine Schlagersängerin ist, zu interessanten Debatten über die Frage führen: „Was ist Kunst?“ Ist Fußball Kunst? Zumindest dann, wenn die handelnde Person Maradona heißt? Ist Fußball Unterhaltung? Wenn ja, sind Fußballspieler dann Unterhalter? Müsste man auf die Frage „Bin ich ein Unterhalter?“ im Fall Maradonas mit Ja antworten, oder wäre ein Nein angemessener, weil nach gängigem Verständnis hinter dem Begriff „Unterhalter“ dann doch keiner einen Fußballstar, sondern eher Thomas Gottschalk vermuten würde? Das führt zu der Frage: Gibt man die Antworten so, dass sie wahrheitsgemäß sind – oder so, wie man glaubt, dass sie dem Ratenden weiterhelfen?

Fragt man im Fall von Kolumbus: „Bin ich dem Mittelalter oder der Neuzeit zuzurechnen?“, so kommt die Gruppe naturgemäß in Erklärungsnot, da ausgerechnet die Entdeckung Amerikas die Neuzeit mitbegründet hat. Was hilft hier weiter? Vielleicht der Hinweis, der Gesuchte gehöre zu den Top Ten der Weltgeschichte? Womit qualifiziert man sich für die Top Ten der Weltgeschichte? Können das auch Verheerungen sein, die einer wie Hitler angerichtet hat? Sollte man nach so einem überhaupt fragen? Was ist schließlich, wenn derjenige aus der Gruppe, der den Löffelverbieger Uri Geller auf den Zettel geschrieben hat, fälschlicherweise glaubt, der in Tel Aviv geborene Geller stamme aus der Schweiz (wegen Kanton Uri) – und mithin den, der Geller erraten muss, auf die falsche Spur setzt? Und was antwortet man beim Yeti auf die Frage „Lebe ich noch?“ Hat der Yeti denn je gelebt? Wer außer Reinhold Messner sollte das wissen?

Sie werden längst erkannt haben, dass wir es hier mit einem hervorragenden Stoff für ein Drama zu tun haben. Und zwar nicht nur wegen der großen Fragen, die auf der Basis von „Wer bin ich?“ verhandelt werden können. Das Spiel kann auch als Rahmen dienen, um Charaktere und Dynamiken innerhalb einer Gruppe herauszuarbeiten, in diesem Fall von jungen Männern um die 40. Das Stück gibt darüber hinaus einen guten Abriss über den Wissens- und Erinnerungshorizont einer Generation. Außerdem hätte es den Reiz, dass Leser oder Zuschauer im Theater mitraten könnten, wer die oder der Gesuchte ist. Alternativ könnten sie schon vor dem Lesen am Ende des Buchs oder im Programmheft, zum Beispiel am Burgtheater, die Lösung nachschlagen und dann aus der Warte der Allwissenden den Ratenden auf der Bühne beim Grübeln zuschauen. Um Weihnachten 2020 herum war ich fertig mit dem Stück: 150 Seiten, drei Akte, Prolog und Epilog. Die Gesuchten darin sind schillernd und vor allem divers: Uri Geller, Kati Witt, Clubber Lang (schwarzer Gegenspieler von Rocky in „Rocky III“), Axl Rose, Sepp Blatter, Beate Uhse, Kolumbus, Matthias Reim, Oliver Kahn, Yeti, Mike Krüger, Mona Lisa, Alice Schwarzer, Moses, Maria. Jetzt ging es an die Vermarktung. Im Wissen, dass Social Media auch für Verlage heute ganz essentiell ist, setzte ich am 3. Januar einen Tweet ab, just an dem Tag, an dem Ferdinand von

„Wer bin ich ...  
... ernsthaft zu  
glauben, ich könnte ein  
Theaterstück beim  
Suhrkamp-Verlag  
unterbringen?“  
Die Geschichte einer  
knapp gescheiterten  
Publikation.  
Timo Frasch

Schirachs „Feinde“ im Fernsehen lief: auch ein Drama zum Mitmachen und Mitfeiern, kommerziell sehr erfolgreich. In dieses Fahrwasser wollte ich.

Mein Tweet lautete: „Am Abend des Schirach-TV-Events‘ was in eigener Sache: Habe ein – verfügbares, interaktives – Drama verfasst: ‚Wer bin ich? Ein Spiel in drei Akten.‘ Mutige, innovative Verlage, die „mit Wumms“ aus der Corona-Krise wollen, sollten sich bei mir melden.“

Die Resonanz war, gelinde gesagt, enttäuschend. Dreizehn Herzchen auf Twitter. 13. Ich wartete ein paar Wochen, ob ein Verlag anbeißen würde – vergebens. Ich fragte einen Kollegen, der im Literaturbusiness firm ist. Er riet mir, mich zunächst an eine Literaturagentur zu wenden. Solche Agenturen könnten vielversprechende Nachwuchsautoren durch ihre Expertise und Kontakte bei Verlagen unterbringen. Allerdings gegen Geld. Das fand ich zwar nicht toll, aber die rosigen Aussichten wogen das allemal auf.

Ich schrieb also die sehr renommierte Agentur Graf & Graf an. In meiner Mail, die Lebenslauf, Inhaltsangabe und Leseprobe enthielt, warb ich natürlich für meinen Text, hielt aber auch mit anderen absatzfördernden Argumenten nicht hinterm Berg. Ich erwähnte die Zahl meiner Follower auf Twitter und verwies darauf, dass der Megamultiplikator Harald Schmidt mal gesagt hatte, er lese „alles“ von mir. Ich schloss die Mail mit „schönen Grüßen aus dem verschneiten München“, das sollte eine menschliche Ebene herstellen.

Die Reaktion war im Ton ermutigend, in der Sache aber doch recht eindeutig. „Leider kann ich Ihr Projekt, das ich amüsant und originell finde, nicht zur Vertretung annehmen. Ich sehe für so ein Vorhaben keinen Platz auf dem Buchmarkt, obschon ich selbst eine begeisterte ‚Wer bin ich‘-Spielerin bin und mir durchaus auch viele der Gedanken, die Sie formulieren, während des Spiels durch den Kopf gingen ...“

Ich hakte nach, was genau das Problem sei. Womöglich, dass der Autor zu unbekannt ist, womöglich zu alt? Dass das Buch zu wenig Leute kaufen würden? Jetzt kippte die Reaktion ins leicht Schnippische: „Ich habe in meiner Mail die Ablehnung eigentlich eindeutig begründet. ‚Wer bin ich?‘ ist ein Spiel, das man gern spielt. Ein Buch über ein Spiel, das man gern spielt, dafür sehe ich keinen Markt, unabhängig von der Prominenz und dem Alter des Autors. Keinen Markt zu sehen, heißt, es würden zu wenige Leute kaufen ...“

Ich zog daraus den Schluss, dass ich mich doch direkt an die Verlage wenden musste. Aber waren die Chancen da wirklich besser?

Ich verlegte mich auf subtilen Druck und formulierte in meiner Rolle als F.A.Z.-Redakteur folgende raffinierte Anfrage: „Fürs F.A.Z.-Magazin plane ich eine größere Geschichte über das unaufgeforderte Einsenden von Manuskripten bei Verlagen. Mir geht es dabei einerseits um die Frage, ob das in der Pandemie, da die Leute mehr Zeit hatten und vermehrt zu innerer Einkehr geneigt haben dürften, zugenommen hat. Andererseits würde mich interessieren, wie Sie mit solchen Manuskripten umgehen ... Ich selbst habe ein solches Manuskript verfasst ... Worum ich Sie nun bitten möchte: das Angebot an die zuständige Stelle weiterzuleiten und mir dann – gerade im Fall einer Ablehnung – ein Feedback zu geben, das dann in den Artikel einfließen würde.“

Doch an welche Verlage sollte ich herantreten? Natürlich an die bekanntesten und besten. Aber nicht zu jedem Verlagsprofil passt ein Drama, schon gar nicht ein solches wie „Wer bin ich?“ Ich recherchierte. Und überlegte, welchem der großen Verlage ich zumindest schon mal eine Mail geschrieben hatte, welcher mich also auf dem Schirm haben müsste.

Einer davon war Hanser. Vor langer Zeit hatte ich mit dem Verlag über seinen wunderbaren Autor John Berger korrespondiert. Mit der Pressestelle von Rowohlts hatte ich schon mal zu tun wegen eines Interviews mit Fritz J. Raddatz. Auch das lief rund, auch da sollte ich einen Stein im Brett haben. Und dann natürlich Suhrkamp! Der Verlag von Beckett und Bernhard. Da fühlte ich mich zu Hause. Außerdem schickte ich noch eine Anfrage an Elke Heidenreich. Die Literaturkritikerin hatte sich in der Süddeutschen Zeitung darüber beklagt, dass ganz Deutschland im Lockdown zu dichten scheine, „oder sagen wir: zu schreiben“, und ihr das Zeug auch noch zuschicke. Ich dachte, vielleicht hat sie Lust, daraus ein paar Funken zu

schlagen – und schickte ihr mein Zeug zu. Um es kurz zu machen: Sie hatte keine Lust.

Dasselbe bei Hanser. Es bedurfte einer Nachfrage und des Hinweises, dass (wegen der bevorstehenden Buchmesse) die Zeit dränge, bis ich nach gut zwei Monaten eine knappe Mail bekam. „Wir möchten uns an Ihrem Projekt nicht beteiligen. Bitte um Verständnis.“ Interessant ist hier die Unbestimmtheit des Worts „Projekt“. Es lässt im Vagen, ob man sich bloß an meinem Buchprojekt nicht beteiligen wollte oder auch an diesem Artikel nicht. Letzteres ist wahrscheinlich. Aber den Gefallen konnte ich dem Verlag natürlich nicht tun. Von Rowohlts kam immerhin eine längere Begründung: „Tatsächlich bietet das Spiel ja Stoff für hartnäckig ausgefochtene Debatten über Kunst, Politik, Gesellschaft. In der Auseinandersetzung, im Streitgespräch werden Ihre Figuren für den/die Leser/in nach und nach lebendig, zeigen sich ihre Charaktere.“

Bis hierhin hörte sich das gar nicht schlecht an. Doch dann kam der Nackenschlag: „Aber ich will ehrlich sein: Ein Roman ist das meines Erachtens noch nicht, dafür findet zu wenig Entwicklung statt, sowohl auf sprachlicher, als auch auf Handlungsebene ... Ich frage mich auch, was Sie eigentlich erzählen wollen – geht es um Wissensdiskurse? Oder doch um einen Roman über die Mentalität Ihrer Generation?“

Um einen Roman? Wieso denn um einen Roman? Hatte das Lektorat mein Stück überhaupt angeschaut?

Weiter heißt es: „Vielleicht müssten Sie eine der Richtungen verfolgen und den Text weiter ausarbeiten.“ Bei der Lektüre dieses Satzes keimte noch einmal Hoffnung

// „Wir sind natürlich eher auf der Suche nach jungen Autor:innen, die man aufbauen, mit denen man eine Entwicklungswegstrecke zurücklegen kann. Menschen können spät zu ihrer Berufung finden, und trotzdem weiß man natürlich, was man sucht.“ //

auf – die aber sogleich wieder begraben wurde: „In der jetzigen Form sehe ich in unserem Haus leider nicht die Möglichkeit einer Veröffentlichung.“

Einen Pfeil hatte ich noch im Köcher. Suhrkamp, die F.A.Z. unter den Verlagen! Einem Briefwechsel des ehemaligen Verlegers Siegfried Unseld mit seinem Autor Thomas Bernhard hatte ich entnommen, wie wenige Exemplare in einem Jahr von einem Beckett-Buch verkauft wurden – weniger als 1000, soweit ich mich erinnere. Das gefiel mir als Maßstab, daran, so dachte ich, würde auch ich mich messen lassen können.

Die Profis beim Suhrkamp Theater Verlag witterten sogleich, was ich mit der Ankündigung, einen Artikel zu schreiben, diesen hier nämlich, im Schilde führte: „Vielen Dank für Ihre Nachricht, Ihre Stückerinsendung und die damit verbundene Idee – die den ‚authentischen Vorgang‘ des unaufgefordert eingesandten Theatertextes natürlich gleich schon formt und zuspitzt und damit ‚verfälscht‘.“ Vorsorglich wies die Lektorin darauf hin, dass es in den sechs Jahren, die sie mittlerweile im Lektorat des Verlags arbeite, bislang nur zwei Mal vorgekommen sei, „dass über einen initiativ eingesandten Text/Bewerbung eine Arbeitsbeziehung entstanden ist“. Trotzdem werde sie sich mein Stück gerne anschauen. Am Ende des Sommers kam die Antwort: „Jetzt habe ich Ihren Text ‚Wer bin ich?‘

gelesen. Unter ‚authentischen‘ Bedingungen hätte ich vermutlich nach einigen Seiten und kurzem Querlesen aufgehört – to be honest. Weil der Text mich weder auf der thematischen Ebene noch auf sprachlicher, literarischer Ebene in Bann zieht. Der Text versucht das bekannte Gesellschaftsspiel in Szene zu bringen – für mein Lesempfinden bleibt es aber im Wesentlichen die Reproduktion des Spielvorgangs ...“

Allmählich fraß sich in mir der Gedanke Bahn, das Stück könnte doch nicht so gut sein wie gedacht. Hatte ich den Tiefgang meiner wirklich sehr klugen und lustigen Freunde überschätzt, ihren Unterhaltungswert, gar meinen eigenen? Sind wir gar keine Typen, die zur Identifikation einladen? In jedem Fall nahm ich das Angebot der Lektorin wahr, am Telefon über alles zu sprechen.

Ich fragte, ob es an mir liege, meiner Person, meinem Alter. „Ganz generell kann ich sagen, dass wir natürlich eher auf der Suche sind nach jungen Autor:innen, die man aufbauen, mit denen man eine Entwicklungswegstrecke zurücklegen kann.“ Man wolle auf jeden Fall fair sein: „Menschen können spät zu ihrer Berufung finden, und trotzdem weiß man natürlich, was man sucht.“ Suhrkamp sei ein Verlag, „der im Theaterbereich eher für Postdramatik, für sehr politische Texte steht, auch für Leute, die komplex und diskursiv denken, aber trotzdem eine individuelle literarische Stimme haben“. Leute wie Enis Maci oder Sivan Ben Yishai.

Ich unternahm einen letzten Anlauf. War es womöglich das falsche Sujet, das ich angepackt hatte? Welches war es überhaupt? Die durchaus wohlwollende Lektorin fasste es, unterbrochen nur von einem Stoßseufzer, so zusammen: „Wie unterhalten sich Männer im Freundeskreis zwischen 40 und 48? Und was ist sozusagen die Befindlichkeit des deutschen Durchschnittsmanns, wenn er mit seinen Kumpels unterwegs ist?“ Das sei ihr dann doch „zu wenig gesellschaftlich zugespitzt, um zu denken, das ist jetzt das Thema, Leute, was auf die Bühne muss“.

Auch mit den fünf Charakteren des Stücks – einem Mittelständler, einem Feuilletonisten, einem Patentanwalt, einem Strategieberater und einem FH-Professor, allesamt Schwaben, allesamt jünger als 48 – fremdelte die Lektorin. „Die einzige Figur, die für mich wirklich Signifikanz entwickelt hat, ist Jörg, der Journalist“ – das gefiel mir, zumindest besser, als das, was danach kam: „Ich glaube, es war Jörg, ich bin mir nicht mehr ganz sicher.“ Bei allen anderen, „da flackert das mal so auf“, aber sei doch „viel zu wenig zugespitzt und eskalativ durchformuliert“.

Ich sagte, ich hätte bewusst keine Eskalation herbeiführen, auch die Charaktere nicht überzeichnen wollen, weil dann manche Kumpels möglicherweise weniger gebildet rübergekommen wären als andere. Da erwiderte die Lektorin: „Klassismus innerhalb des Freundeskreises, so was fände ich hochspannend!“

Zuletzt kamen wir zur Sprache meines Stücks. Die Lektorin fand sie „alltäglich, gebräuchlich, mündlich“, ohne „literarisches Eigenleben“. Eben das sei aber etwas, „was die Autor:innen, die wir vertreten, alle haben“. Es gebe natürlich welche, die viel mit Gesprächsrecherchen und Tonbandaufnahmen arbeiteten – so wie ich! Aber dann würden die O-Ton-Stimmen „literarisch rhythmisiert, überformt und nochmal transformiert in Literatur“. Die Sprache von „Wer bin ich?“ sei hingegen „lebensecht“.

Ich verwies auf große Schriftsteller wie Jörg Fauser. Der wurde von der Kritik ja gerade für seine lebenschte Sprache gelobt. Aber das Argument ließ die Lektorin atropfen. „Das ist vielleicht nicht das, was uns jetzt bei Suhrkamp ästhetisch interessiert.“ Dass der Epilog einen „Clou“ enthält, den ich hier natürlich nicht preisen will, in der Hoffnung, doch noch Interessenten zu finden (S. Fischer, wie wär’s?), das mochte die Lektorin immerhin noch zugeben. Aber es half auch nichts mehr.

Ich musste in dem Moment daran denken, wie vielen Leuten, die den Lockdown genutzt hatten, um mit viel Herzblut und Hoffnung endlich ihr Buch zu schreiben, es so ähnlich gegangen sein mochte wie mir. Ein wenig Trost fand ich bei Wolfgang Borchert, dessen Werke unter anderem bei Rowohlts erscheinen. Er hat nur ein Stück in seinem Leben geschrieben, so wie ich bisher, „Draußen vor der Tür“. Der Untertitel lautet: „Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“. Es wurde ein großer Erfolg.

Aber wer bin ich, mich mit Borchert zu vergleichen? Wer bin ich? ◀

# ALLES GUSS

Von Julia Schaaf, Fotos Daniel Pilar

Wie macht man eine Bronze? Jonathan Meese vertraut auf die Bildgießerei Noack – wie vor ihm schon Käthe Kollwitz, Henry Moore, Georg Baselitz. Wir waren bei der Entstehung seines Werks dabei.

**N**ach zweieinhalb Monaten und ungezählten Stunden Arbeit, als der Sauger, das Monster, die Dimensionsmaschine endlich fertig ist, steht plötzlich wieder alles auf Anfang. Die Patina-Werkstatt der Bildgießerei Noack ist eine Halle aus haushohen Betonwänden, durch eine Glasfassade fällt Nordlicht. Eben hat Jonathan Meese herzlich den Mann begrüßt, den sie hier gerne Hermann IV. nennen, um ihn von seinem Vater Hermann III., seinem Großvater Hermann II. und seinem Urgroßvater Hermann I. zu unterscheiden. Jetzt steht Meese, die Adidas-Jacke passend zu Rauschebart und Lockenmähne in Schwarz, breitbeinig im Raum. Die Freude über sein Werk strahlt hinter der FFP2-Maske hervor: „Wahnsinn“, sagt Meese. „Ich bin jetzt schon so begeistert.“ Und dann: „Da müssen wir improvisieren.“ Er schaut Hermann Noack an und dessen Team. „Soll ich sie weiß machen?“, fragt Meese. „Was denkt ihr denn?“

Der Blick der Anwesenden schwenkt zu einer Skulptur, die auf einem flachen Sockel frei im Raum aufgebaut ist. Ein Koloss, mehr als zwei Meter hoch, der von vorne ein bisschen an den Kopf eines Ziegenbocks erinnert, ein bisschen, mehr nicht. Das Maul ist kreisrund geöffnet. „DR. SAUGERZ“ hat Meese das Trumm genannt, das in der Bildgießerei Noack entstanden ist. Vom Schimmern der Bronze ist nichts mehr zu sehen, die Figur ist schwarz patiniert, und eigentlich hatte der Künstler vor, sie an diesem Vormittag mit Farbe zu bemalen: ganz in Weiß, jedenfalls von einer Seite. Aber beim Anblick der Skulptur



SCHRITT 1: DAS MODELL  
Zwischen Kunst und Handwerk: Bildhauer Michael Kaul baut in seinem Atelier das Modell für die spätere Skulptur.

scheint ihm das nicht mehr richtig. Auch Hermann Noack schüttelt bedächtig den Kopf. Da könnte etwas verloren gehen, wirft der Gießerei-Chef ein und dann, ironisch: „Ich glaube, wir warten auf den Künstler.“ Man ahnt das Grinsen hinter seiner Maske: „Was der wohl denkt.“ Meese, offensichtlich souverän im Umgang mit kreativer Unsicherheit, lacht schallend.

Die Quadriga auf dem Brandenburger Tor. Der Berliner Bär, der entlang der Autobahn von Südwesten her die Gäste der Hauptstadt begrüßt. Skulpturen von Käthe Kollwitz und Ernst Barlach, von Henry Moore, Tony Cragg, Georg Baselitz. Oder eben Jonathan Meese: Kunst im öffentlichen Raum wirkt meist, als wäre sie – wenn schon nicht vom Himmel gefallen – dort hingezaubert oder vom Künstler an Ort und Stelle geschaffen worden. Aus einem Guss, wie man so schön sagt.

In Wirklichkeit ist die Entstehung einer Bronzeskulptur ein langwieriger Prozess in etwa sieben Schritten, je nachdem, wie man zählt. Wenn anschließend dann, wie vergangenes Jahr, im neuen Berliner Humboldtforum der erste Teil einer elf Meter hohen Fahne installiert ist, sagt Hermann Noack IV. schon auch mal: „Darüber bin ich glücklich.“

Man kann Glocken gießen, Straßenlaternen, Leuchten, Teller, Heizkörper. Die Firma Noack gießt Kunst, und das seit fast 125 Jahren. An ihrem heutigen Standort hängt im Bürotrakt ein plakatgroßes Foto des Gründers Hermann I. und seiner Mitarbeiter, das Anfang des





#### SCHRITT 2: DIE FORM

Der nächste Schritt lässt sich in der Wachserei beobachten: Das in Stücke zerteilte Tonmodell wird mit einer dünnen Silikonschicht eingestrichen, so dass eine Art biegsame Backform entsteht. Eine Kappe aus Gips, in der die Formen aufbewahrt werden (oben rechts), dient der Stabilisierung.



#### SCHRITT 3: DAS WACHS

Die lila Schicht aus Wachs ist der Platzhalter für die spätere Bronze. Außerdem müssen der Gusskanal sowie Luftschächte aus Wachs angelegt werden.



#### EIN ZWISCHENSCHRITT: DER ZYLINDER

Die Wachsschicht wird von beiden Seiten mit Gipschamotte ummantelt, einer feuerfesten, wasserlöslichen Gipsmasse, die hart wird wie Beton.



#### SCHRITT 4: DER GUSS

Der Moment, auf den all die Wochen hingearbeitet wurde, dauert nur wenige Minuten.

20. Jahrhunderts entstand: stattliche Männer mit Walrossbärten und weißen Kitteln. Führende Bildhauer ihrer Zeit, August Gaul und Fritz Klimsch, sollen den Gießmeister ausdrücklich gebeten haben, sich selbstständig zu machen, auf dass es eine Gießerei nur für Künstler gebe. Das finanzielle Risiko, versicherten sie ihm, werde er nicht bereuen. Sie würden alle ihre Werke bei ihm fertigen lassen. Sie hielten Wort.

Hermann Noack IV., Jahrgang 1966, ist zumindest die ersten Jahre seines Lebens in dem Wohnhaus aufgewachsen, das sein Urgroßvater zusammen mit der Gießerei in Berlin-Friedenau gebaut hatte. Als kleiner Junge spielte er in den Werkstätten mit seinen Freunden verstecken. Wenn Henry Moore zu Gast war, saß er mit am Tisch. Nach dem Abitur liebäugelte er mit einem Kunst- oder Architekturstudium, bevor er sich im väterlichen Betrieb zum Gießereimechanikermeister ausbilden ließ. Vor gut zehn Jahren dann, inzwischen hatte er die Geschäftsleitung übernommen, veranlasste er einen Neubau auf einem ehemaligen Vattenfall-Gelände im nördlichen Charlottenburg.

Heute gibt es auf 10.000 Quadratmetern neben der Gießerei mit den rund 40 Mitarbeitern eine Galerie, einen

Skulpturengarten und ein Restaurant. Ein angrenzendes Grundstück ist noch in der Entwicklung: Gezielt hat Hermann Noack IV. dafür gesorgt, dass die Firma verschiedene Standbeine besitzt: „Als Gießerei ist es in Deutschland heutzutage sehr schwierig.“ Die Bürokratie, die Auflagen, die Billigkonkurrenz aus China. Noack ist ein freundlicher, eher leiser Typ. Bei diesem Thema kann er sich in Rage schimpfen.

Wer verstehen will, wie eine Bronzeskulptur entsteht, geht am besten durch die hohen Hallen der Gießerei. Überall liegen Teile von Skulpturen in unterschiedlichen Phasen der Entstehung: Elmgreen & Dragset, Tal R, Arie van Selm. Dazu feiner Staub und gelbe Warnschilder: „Gefahr durch Kran“. Die Patiniererin aus Polen arbeitet neben dem Bildhauer aus Bulgarien und der Künstlerin aus England. So stellt man sich eine mittelalterliche Bottega vor, wo ein Team aus Spezialisten im Sinn und Stil des Meisters Kunstwerke schuf. Jedes Teil, das diese Hallen verlässt, ist ein Unikat.

Der Rundgang beginnt im Atelier von Michael Kaul (Schritt 1). Der Sechzigjährige mit der markanten Nase, der die ergrauenden Löckchen zu einem Knoten am Hinterkopf gesteckt hat, hat Malerei und Bildhauerei studiert und lange für Film- und Fernsehproduktionen gearbeitet.

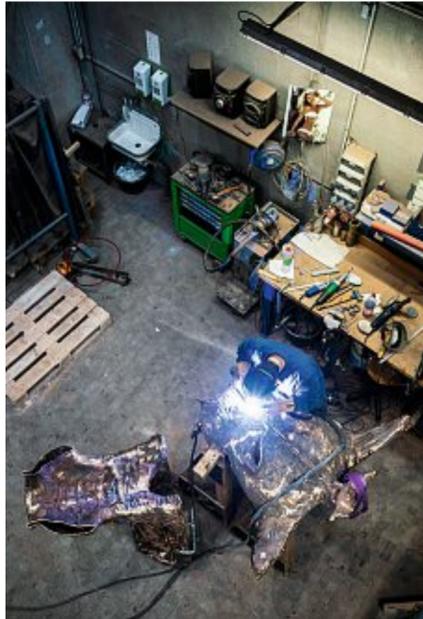
Seit zwei Jahrzehnten baut er jetzt für die Firma Noack Modelle. Manche hier nennen ihn den Zauberer. „Eine meiner Begabungen ist, dass ich mich sehr gut in Künstler hineinendenken kann“, sagt Kaul, während er sich eine ultradünne Zigarette rollt. „Aber Handwerk ist mir genauso wichtig wie die Kunst. Ich bin ein Werkstatttyp. Hier lebe ich, hier fühle ich mich wohl.“ Fragt man ihn nach den großen Momenten seiner Karriere, brummt er: „Die kommen noch.“

Als Jonathan Meese seinen mehr als zwei Meter hohen „DR. SAUGERZ“ für die Amsterdamer Skulpturbiennale ARTZUID in Auftrag gab, die coronabedingt dieses Jahr bis Mitte Oktober stattfindet, brachte er ein Tonmodell mit. Es war kaum länger als ein Unterarm, und wenn es herumlag, erinnerte es an eine Mischung aus Hobel, Handspiegel und Modelleisenbahntunnel. Kauls Aufgabe war es nun, diese Miniaturvorlage maßstabsgetreu zu vergrößern. Dafür baute er eine Stahlkonstruktion, die er mit Draht ummantelte, mit Ton auffüllte und dann nachmodellierte. 700 Kilo Ton. „Nicht allzu viel“, sagt Kaul.

Dieses gewaltige Tonmodell ist an diesem Vormittag allerdings schon wieder zerstört. Stattdessen lassen sich der nächste und übernächste Arbeitsschritt in der Wachs-

werkstatt besichtigen: Der Mann, der am besten erklären kann, wie die Form für den Bronzeguss entsteht, hat ein schwarzes Lippenpiercing und tätowierte Handgelenke. Paul Scharff ist 33 Jahre alt und hat schon seine Ausbildung zum Metallgusstechniker bei der Firma Noack gemacht. Er erklärt, wie das in Stücke zerteilte Tonmodell mit einer dünnen Silikonschicht eingestrichen wird, über die dann zur Stabilisierung eine Kappe aus Gips aufgebracht wird (Schritt 2). Die Silikonschicht funktioniert tatsächlich wie eine labberige, maßgeschneiderte Backform. Denn indem sie anschließend von der Innenseite mit Wachs ausgestrichen wird, entsteht der Platzhalter für die spätere Bronze (Schritt 3). Nun gilt es, die Wachsschicht von beiden Seiten mit Gipschamotte zu ummanteln, einer Gipsmasse mit Ziegelsplitt, feuerfest, wasserlöslich, hart wie Beton.

Bevor die Wachsschicht jedoch komplett in diesem Zylinder verschwindet, werden Stangen aus rotem Wachs daran befestigt. Das sieht lustig aus, wie ein naturwissenschaftliches Modell, bei dem sich das Versorgungssystem außerhalb des Organismus befindet. Tatsächlich handelt es sich um den späteren Gusskanal sowie Luftschächte: Wenn der Zylinder nämlich in einem riesigen Ofen zehn



SCHRITTE 5 & 6:  
SCHWEISSEN & PATINIEREN  
In der Ziselierhalle der Bronzegießerei Noack: Hier werden die Bronze­teile zusammengesetzt und verschweißt – möglichst so, dass man die Nähte hinterher nicht mehr sehen kann.



SCHRITT 7: DAS FINISH  
Der Künstler ist am Werk, endlich: „Man muss es einfach aus sich fließen lassen“, sagt Jonathan Meese. In der Patina-Werkstatt bemalt er seine Skulptur.

Tage lang getrocknet wird, schmilzt die Wachsschicht im Inneren und fließt ab. Der Hohlraum, der so entsteht, hat exakt die Form der späteren Skulptur.

Der Schlüssel­moment der Produktion zwischen all diesen Wochen aufwendiger Vor- und Nachbereitung dauert nur wenige Minuten: der Guss (Schritt 4). Manfred Handte legt sich alubeschichtete Gamaschen um die Unterschenkel und eine silberne Schürze an. Sein Schnauzer, dessen buschige Enden an das Belegschaftsfoto mit Hermann I. erinnern, verschwindet unter einem Helm mit goldbeschichtetem Visier. 38 Jahre macht Handte das schon, nahezu jeden Tag, um die Mittagszeit, wenn die Bronzebarren in einem Graphittiegel bei mehr als 1000 Grad zerschmolzen sind.

Der Ofen, den Handte jetzt öffnet, ist ein rotglühendes Loch im Boden. Auch der Tiegel, der mit einem Kran herausgezogen wird, glänzt wie Glut. Handte und zwei weitere Kollegen in Schutzmontur befestigen den Tiegel in einer Klemmvorrichtung mit zwei seitlichen Stangen daran. An einem Kranhaken, groß wie ein Menschenkopf, schwebt das glühende Gefäß durch die Halle.

Dann ist es so weit. In eine Grube im Boden eingelassen wartet ein Zylinder aus Gips­schamotte. Wie in Zeitlupe kippen Handte und seine Männer den Tiegel. Jetzt fließt die Bronze aus dem Tiegel: Lava, Materie gewordenes Leuchten, als hätte jemand die Sonne eingeschmolzen oder die Glut eines Lager­feuers. Archaische Magie. Noch in vier Metern Entfernung brennt die Hitze auf den Wangen.

Wenn Handte kurz darauf seinen Helm abzieht, stehen ihm Schweißperlen auf der Stirn. Fragt man den

Gießer nach dem schönsten Moment des Tages, zuckt er mit den Schultern. „Feierabend“, sagt er dann. „Bier.“

Am Schluss braucht es Ziselleure (Schritt 5), die die gegossenen Bronze­teile zusammensetzen und die Nähte so verschweißen, dass sie im Idealfall nicht einmal zu ahnen sind. Wie ein 3D-Puzzle bekommt das Werk erst jetzt seine eigentliche Gestalt. Anschließend folgt nur noch die Bearbeitung der Oberfläche, die sogenannte Patinierung (Schritt 6).

Patina-Werkstatt, Schritt 7: „Man muss es einfach aus sich fließen lassen und darf nicht daran denken, dass es gut aussehen muss“, sagt Jonathan Meese und greift sich einen Eimer weißer Farbe. Er steigt auf einen Trethocker, damit er seinem „DR. SAUGERZ“ gewissermaßen in die Augen sehen kann. Die schwarze Oberfläche ist makellos, vom Modellbauer über die Wachswerkstatt bis hin zum Ziselleur haben alle gute Arbeit geleistet. Meese taucht seinen Pinsel ein und beginnt, weiße Strahlen über die Fratze zu malen. Die Umstehenden halten den Atem an. Wie Geifer tropft die Farbe von dem geöffneten Maul herab. „Das ist schon mal sehr gut“, sagt Meese und kippt den Rest des Eimers dem Ungetüm in den Rachen: „Fertig, das war’s.“ Aber schon hebt er den Deckel von einem weiteren Farbtopf und gießt 750 Milliliter Rot hinterher. „Es ist doch eine blutige Angelegenheit“, sagt er und, einige weitere Spritzer und Sprenkel später: „Boah, geil.“ So viel Energie ist ansteckend, die Kreativität geradezu greifbar. Die Entstehung von Kunst zum Zugucken.

Jetzt stehen der Künstler und sein Gießereichef beisammen und betrachten gemeinsam die Figur, die

Meese zufolge das Böse ansaugen und in Gutes verwandeln kann, Religion, Politik, Ideologie, aber noch viel mehr. Ein erstes programmatisches Manifest zum Thema hat Meese schon mitgebracht, und das ist erst der Anfang. Er sei selbst beglückt, wie sehr ihn seine eigene Arbeit zum Nachdenken anrege, sagt Meese. Auch Hermann Noack IV. ist voll des Lobs. „Unfassbar. Du hast ganze Arbeit geleistet. Jetzt ist es, wie es sein muss.“

Fragt man Jonathan Meese, warum er seit vielen Jahren mit der Firma Noack zusammenarbeite, spricht er von „Werkstätten der Kunst“ und davon, dass er hier mit Menschen zu tun habe, die zugleich Profis und Kinder seien, so wie er selbst. Er rühmt das natürliche Verhältnis zueinander: „Die nehmen mich so, wie ich bin. Die wissen, wie sie mit mir arbeiten können. Man hat ja eine Geschichte.“

Und die Geschichte geht weiter. Was die Firma Noack angeht, wird es zwar keinen Hermann V. geben. Noack und seine Frau, die Künstlerin Anna Bogouchevskaia, haben vielmehr zwei Töchter, die demnächst mit der Schule fertig werden, und was auch immer sie dann studieren wollen – der diversifizierte Betrieb wartet auf sie. Der Firmenchef klingt zufrieden, wenn er sagt: „Es ist eine Menge da, womit man was Schönes machen kann.“

Zunächst jedoch stehen in der Patina-Werkstatt zwei von der Kunst berauschte Profis, vergnügt wie kleine Kinder. „In 50 Jahren werden wir zusammen hier sitzen und uns freuen, was gemeinsam entstanden ist“, sagt Jonathan Meese. Hermann Noack schaut ihn an. „Bist du sicher, in 50?“ Meese blickt zurück. „In 100“, ruft er und bricht in schallendes Gelächter aus. ◀

# NOMOS GLASHÜTTE



Tangente neomatik 41 Update nachtblau. Das einzigartige, patentierte NOMOS-Ringdatum mit Superluminova lässt sich schnell und komfortabel stellen – vorwärts wie rückwärts. Dafür sorgt das hochpräzise Manufakturkaliber DUW 6101 mit Automatikaufzug und ebenfalls patentiertem Datumsmechanismus. Im besten Fachhandel, etwa hier: Aachen: Lauscher, Lückler; Augsburg: Bauer, Hörl; Berlin: Brose, Leicht, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bochum: Mauer; Bonn: Hild, Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Teichel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Cabochon, Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Berghoff, Schmuck + Form; Konstanz: Baier; Lübeck: Mahlberg; Mannheim: Wenthe, München: Frödrich, Hilscher, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Brinckmann & Lange, Bucherer, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: [nomos-glashuette.com](http://nomos-glashuette.com)



Sollte man ein Zeichen setzen wollen gegen Lastenräder, wären die Fahrradtaschen von GoFluo ein so effektives wie praktisches Signal.



Ein Picasso wird so bald wohl nicht an der Wand hängen. Bei Tisch könnten die Stoffservietten aber für Frieden sorgen. (Studio Erhart)

### Der letzte Coffee to go?

Lange nicht gesehen: Paparazzi-Bilder von Stars mit Coffee-to-go-Blechern in der Hand. Auch die Pandemie macht es dem echt unökologischen Trend schwer. Das Umfrageinstitut Mintel hat frisch aufgebrihte Zahlen aus Großbritannien: Demnach verzeichneten Coffeeshops 2020 einen Umsatzrückgang von 38 Prozent im Vergleich zu 2019.



Könnte diese Tasche von Tsatsas sprechen, würde sie sagen: Diesen Winter werden wir ganz bestimmt keinen Lockdown haben.



Jetzt ein Stückchen Schoki? Oder zwei, drei? Schwups, ist die ganze Tafel weg. Nicht mit Yabbaduu-Riechschokolade. Müssen wir Ihnen unbedingt unter die Nase reiben!

# 119

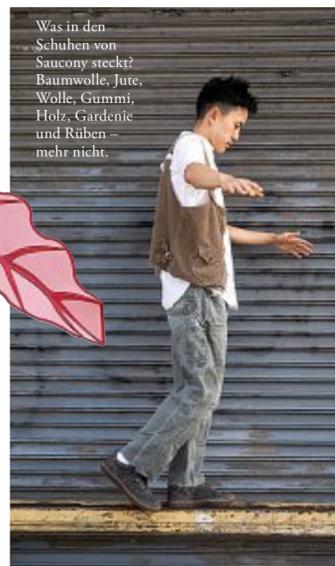
Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Links und rechts blitzen die Pariser Haussmann-Fassaden hervor, dazwischen geht es nach Kuba. Eminente, eigentlich eine Rum-Marke, richtet sich bis Dezember in Paris mit einem Pop-up-Hotel ein.



Dieser Kamm (Bachca) macht nicht nur schön, sondern sieht schon schön aus.



Was in den Schuhen von Saucony steckt? Baumwolle, Jute, Wolle, Gummi, Holz, Gardenie und Rüben – mehr nicht.

Hier ist ein besonderes Lockdown-Ergebnis zu sehen: Die Britin Caroline Byrne gestaltete bis zur Pandemie Schaufensterdekorationen. Jetzt entwirft sie Zimmerpflanzen, für die man keinen grünen Daumen braucht. (Brazen Botany)



Das Sofa der Berliner Modemarke Oud mutet nur an wie eine Skulptur. Es geht nämlich auf jeden Sitzenden ein, dank Memory-Polsterung.



Das Design von Wein-Etiketten ist für Menschen, die sich nicht auskennen, ein Anhaltspunkt. „The Other Wine Book“ erforscht die Geschichten dahinter. (Bas Korpel & Jur Baart, Bis Publishers)



Die Barber Angels sind dort im Einsatz, wo man sie wirklich braucht. Bedürftigen schneiden sie gratis die Haare.

FOTOS: UNTERNEHMEN (V.O.), JEAN-PAUL ASSANDRE



SCHRAMM ORIGINS COMPLETE Ono – Design Sebastian Herkner  
Handmade in Germany

# AUF DIE ALTEN TAGE

Von Matthias Kreienbrink

Seitdem er Mitte 30 ist, macht sich unser Autor Gedanken darüber, wie man als schwuler Mann älter wird. Das kostet Energie – aber es lohnt sich.



Es begann kurz vor meinem 34. Geburtstag – ein diffuses Gefühl. Auch zwei Jahre später kann ich es nicht ganz fassen, aber es ist noch immer da: Mein Alter spielte plötzlich eine Rolle für mich. Zuvor war ich stets die Person gewesen, die abwinkte: Was hat diese Zahl schon für eine Bedeutung? Doch als ich mich mit Mitte 30 anfreunden musste, änderte sich alles. Ich werde also älter, in einer Community, für die Jugend alles zu sein scheint. Oder?

Das Altern kann gerade für queere Männer ein langwieriger und komplizierter Prozess sein. Es gibt viele Studien, die zeigen: Einsamkeit, Depressionen, Angstzustände treten häufiger auf. Das Altern spielt dabei oft eine große Rolle. Da ist diese Körperlichkeit, die wichtig ist für die Identität. Die Ästhetik, die Jugend und definierte Körper verlangt und repräsentiert. Da ist auch die Dating-Kultur, in der ältere Männer außerhalb von fest umrissenen Rollen keine große Bedeutung mehr haben.

Seit gut zwei Jahren begleitet mich nun also dieses Gefühl, älter zu werden. Es ist kein schlimmes Gefühl. Es ist kein gutes Gefühl. Eigentlich ist es nichts. Dennoch lässt es mich manchmal nicht schlafen. Und es lässt mich erschauern: Bin ich schon zu alt? Aber für was? Sind da Lücken in meinem Leben, die geschlossen werden müssen? Bedeutet Altern vielleicht das: seine Lücken finden und schließen? Dann wieder macht mich das Gefühl nostalgisch, lässt mich über eine Zeit nachdenken, in der ich noch so viele Möglichkeiten hatte, die mir heute so fern scheinen. Trotzdem wird mir das Gefühl nicht greifbar. Vielmehr wird es diffuser, je mehr ich es zu fassen versuche.

Nach welchen Modellen können wir queeren Männer eigentlich altern? Wie einen Weg finden, der uns glücklich macht, fernab heteronormativer Vorstellungen?

Wahrscheinlich könnte kaum jemand eine bessere Antwort finden als ein Schauspieler. Jemand, dessen Leben daraus besteht, Rollen einzunehmen, Identitäten zu ändern – im Spiel Wege zu finden, die ihn mit den Menschen verbinden, die er darstellt. „In der Pandemie ist sehr viel weggebrochen. Was blieb, war eine Frage: Was bist du eigentlich ohne all das? Ohne Karriere, ohne Familie, ohne Kinder?“ Das sagt Mehmet Sözer, und diese Fragen haben ihn in den vergangenen Monaten beschäftigt. Sözer ist Schauspieler, tritt demnächst in den Kammerspielen in München auf, hat schon an der Volksbühne in Berlin gespielt. Der Österreicher ist auch mal in einem „Tatort“ zu sehen. Er lebt in Berlin, ist dieses Jahr 30 geworden. Als ich anrufe, ist er an der Isar, gerade ist er aus dem Wasser gestiegen. Noch etwas außer Atem, so scheint es, hält er sein Smartphone vors Gesicht. Wir sprechen per Videochat, er hat Proben in München. „Noch ist das Alter nicht ganz bei mir angekommen“, sagt er. Doch Corona habe ihm erstmals

richtig vor Augen geführt, dass er älter wird. Auch für ihn ein diffuses Gefühl. Als Schauspieler bleibe er zwar immer ein wenig Kind, sagt er. Behält sich Spielfreude und Neugier. Doch hält er die Vorstellung für Kitsch, dass er deshalb vor dem Hadern mit dem Alter gefeit sei. Sein Lebensstil wird auch von seinem Beruf geprägt. Von seinen Kollegen, egal ob queer oder nicht, kenne er die Geschichte genauso: mit über 30 noch keine Familienplanung, ein eher unstetes Leben, von Stadt zu Stadt ziehen – ein Zuhause aufbauen und dann immer wieder aufgeben.

Das ähnelt den Erfahrungen vieler queerer Menschen, die sich ihre Wahlfamilien suchen, für die Verwandtschaft wenig mit Blut zu tun hat. Noch heute müssen viele ihre Familien verlassen und Menschen finden, die sie erkennen und anerkennen. Auch darum haben wir oft andere Vorstellungen davon, wie Beziehungen aussehen – und welche Werte und Errungenschaften im Leben eine Rolle spielen.

„Ich habe in meinem Leben schon viel erreicht“, sagt Sözer. „Doch wird das oft mit heteronormativen Fragen weggewischt: Wieso bist du nicht verheiratet? Wieso hast du keine Kinder?“ Es seien diese Erwartungen und vermeintlichen Normalitäten, die er in der Pandemie und mit seinem 30. Geburtstag besonders gespürt habe, die ihn zum Grübeln brachten in einer Zeit, in der viele Sicherheiten verschwanden.

„Ich glaube, queere Menschen sind, wie Schauspielende, immer etwas mehr Kind als andere. Im Sinne von: verspielt, unstet, auch lustgebunden“, sagt Mehmet Sözer. Dadurch seien sie anfälliger für das Schnelllebe; verlor sich eher im Konsum – sei es von Kleidung, Musik oder Kunst. Der große Lebensplan mit seinen vielen Stationen treibe weniger an als die Lust des Moments.

Ich erkenne mich wieder in dieser Beschreibung, sitze in meiner Berliner Wohnung gerade in einer neuen Hose, mit der neuen Brille auf der Nase. Ich sage ihm das – er lacht. Sözer kennt auch das Hadern vieler queerer Personen mit dem Altern. Der Jugend werde ein so hoher Wert zugeschrieben, dass das Alter kaum einen Raum habe.

„Vor einigen Jahren habe ich mich mit einem älteren Mann getroffen“, sagt Sözer. Es sei ein verabredetes Treffen gewesen, für das der Mann Geld bezahlt habe. „Nicht weil ich Geldnot hatte, sondern weil ich damals diese Erfahrung einmal machen wollte.“ Zu der Zeit habe er schlimmen Liebeskummer gehabt. Den Mann habe er zu sich eingeladen. Es sei zunächst unangenehm gewesen, der Gedanke, jetzt Sex mit diesem Mann haben zu müssen. Doch habe sich die Stimmung schnell verändert. „Er wollte vor allem Zeit mit mir verbringen, sich mit mir austauschen. Es ging ihm gar nicht um Sex.“ Stundenlang hätten sie gesprochen. Er, der junge Mann, habe viele Fragen an den Älteren gehabt. Über das Leben, die Liebe – den

Liebeskummer. Der Ältere wollte wissen, wie es ist, in dieser Zeit ein junger Mensch zu sein. „Es war ein wohlwollender und sinnlicher Austausch. Wir haben eine schöne Zeit miteinander verbracht.“ Diese Rolle des älteren Mentors sieht Sözer unter queeren Männern nur sehr selten. Die Jugend suche nicht die Lebenserfahrung.

Die Jugend – das ist eigentlich die Zeit des Ausprobierens. Händchen halten, der erste Kuss, das erste Mal. So viele denken mit Wehmut an diese Zeit zurück; eine Zeit, die so unschuldig scheint. Für die meisten queeren Menschen ist sie das nicht. Auch für mich nicht. Meine Jugend war nicht ausgelassen und schwungvoll. Sie war verdrückt, verheimlichend – ein Suchen und Finden in einem Gewirr aus heterosexuellen Vorstellungen von Liebe und Beziehung, in das ich nicht passen wollte. Mit Neid sah ich meine Mitschüler und Mitschülerinnen sich und einander finden, während ich daneben saß und versuchte, bloß nicht zu viel zu zeigen. Ich wollte nicht erkannt werden – nicht von diesen Menschen zumindest. So wie mir geht es vielen. Die Fixierung auf die Jugend, der Wunsch nach einem unbeschwerteren Leben auch noch in den Dreißigern und darüber hinaus – es ist wohl auch das Nachholen einer romantisierten Jugend, die viele von uns einfach nicht hatten. Wie mag es wohl jemandem gehen, dessen Jugend anders geprägt wurde?

„Ich hatte immer ältere Menschen um mich herum. Meine Großmutter war die Matriarchin und machte jeden Morgen Sport, bis in ihre Achtziger“, sagt Allan Cudicio. Er arbeitet seit einigen Jahren an einem eigenen Videospiele, „The Wagadu Chronicles“. Daher kenne ich ihn, auch ich interessiere mich für Videospiele, schreibe beruflich über sie. Cudicio ist auch 36 Jahre alt, er nennt sich Afropäer, weil er halb Ghanaer, halb Italiener ist. Er ist aufgewachsen in einer Kultur, in der alte Menschen respektiert werden, nicht versteckt. „Ich bin sehr glücklich mit meinem Alter“, sagt er. Er klingt überzeugt. Sicher spüre er auch den Druck der Erwartungen, die etwa über queere Dating-Apps an ihn herangetragen werden: perfekte Haut, jugendliche Ästhetik, muskulöser Körper.

Unter queeren Männern gibt es viele Bezeichnungen, die sowohl einen Körpertyp als auch ein Alter beschreiben. Ein älterer, behaarter Mann ist ein Bär. Ist er noch jünger, ist er ein Cub. Ein Twink ist ein junger, dünner Mann, möglichst ohne Körperbehaarung. Ein Daddy ist ein älterer Mann – aber bitte möglichst fit. Es sind Kategorien, die das Dating-Leben bestimmen, aber viele Menschen ausschließen. Mir ist es zuletzt öfter passiert, dass mich jemand, Anfang 20, auf einer Plattform wie Grindr anschrub und mich Daddy nannte. Ich fand das befremdlich. „Diese Kategorien haben jemanden wie mich noch nie inbegriffen“, sagt Cudicio. Die seien um weiße Männer herum entstanden, würden People of Color meistens ausschließen. Für ihn sei das eine Möglichkeit gewesen, sich von diesen altersbestimmenden Vorstellungen zu lösen: „Ich habe früh gemerkt, dass die meisten Kategorien sowieso nicht auf mich zutreffen. Ich bin daran gewöhnt, nicht dazuzugehören – egal in welchem Alter“, sagt er. Also lieber den eigenen Weg finden, außerhalb dieser Vorgaben.

Cudicio hat schon Pläne für seine Vierziger: Während er sich in den vergangenen Jahren sehr um seine Karriere gekümmert habe, wolle er sich bald darum bemühen, eine Familie zu gründen. „Bisher hatte ich keine langen Beziehungen. Ich denke, dass sich das in meinen Vierzigern ändern wird.“ Auch für mich ist das ein Thema. Ich bin in keiner Beziehung, der Gedanke, mit jemandem zusammenzuziehen, erfüllt mich nicht. Kinder will ich auf keinen Fall. Werde ich also im Alter einsam sein?

„Dieser Lebensentwurf, dass sich zwei Menschen finden, eine Kleinfamilie gründen und für immer zusammenbleiben, das findet in kaum einem Leben queerer Männer statt“, sagt Patrick Hess. Er ist Paar- und Sexualtherapeut mit einer Praxis in Berlin. Angst vor dem Alleinsein und davor, anders – falscher – als heterosexuelle Männer zu leben, hätten viele seiner queeren Patienten, sagt er. Ein Grund dafür sei oft die Erfahrung, dass der Körper altert. „Wenn die Erektion nachlässt, kann das stark verunsichern. Besonders dann, wenn Sex ein wichtiger Teil des Lebens und der Identität ist.“ Weil der Körper eine so große Rolle spiele, das Altern auch mit viel Scham behaftet, sowohl gegenüber anderen queeren Männern, in der Angst, abgelehnt zu werden, als auch gegenüber heterosexuellen Personen, die ja das vermeintlich normale, gesitete Leben führen.



Den eigenen Weg finden (von links oben im Uhrzeigersinn): Schauspieler Mehmet Sözer, Paartherapeut Patrick Hess, Pastor Jens Teuber, Gamer Allan Cudicio

„Für diese Altersgruppe, Männer um die 40 und älter, fehlen auch die Räume in der Community. Sie werden ausgeklammert“, sagt der queere Therapeut. Wenn du nicht der Daddy bist, also der ältere Mann mit durchtrainiertem Körper, dann findest du in der Szene nicht mehr statt. Patrick Hess versucht in der Therapie daher, den Blick etwas zu ändern. „Wir alle können unsere Leben gestalten, uns auch unsere Sicherheiten schaffen. Die Frage ist aber: Worauf lege ich den Fokus?“ Diesen Fokus könne man auch ändern. Gestaltungsräume finden, einen Freundeskreis schaffen, in dem Gleichaltrige sind, aufhören, sich immer mit jüngeren Personen zu vergleichen. Oder vielleicht auch die Frage stellen, wieso man selbst eigentlich auch immer nur lieber jüngere Männer daten möchte. „Seine Rolle in der schulischen Gesellschaft zu finden, die keine Fixpunkte hat wie die heteronormative Gesellschaft. Das ist der Kern – und die große Schwierigkeit.“

Ich bin jetzt in dem Alter, in dem um mich herum alle straighten Menschen in ihren Lebensentwürfen aufzugehen scheinen. Familien schließen sich und bilden ihren eigenen kleinen Kosmos. Kinder werden geboren. Inzwischen bin ich fünfjähriger Onkel und frage mich noch immer, wie meine Rolle in dieser Funktion eigentlich aussieht. Bin ich für die Kinder der komische Mann, der allein wohnt? Dann, manchmal, die lustig gemeinte Frage von Freunden und Familie: Na, wann adoptierst du ein Kind? Und damit wieder die Spiegelung: So ganz richtig ist dein Leben ja doch nicht.

In all dem bin ich Mitte 30 geworden, blicke auf eine Gegenwart, mit der ich eigentlich ziemlich zufrieden bin, und frage mich doch, wie das weitergehen soll. Mit Mitte 40. Mitte 50. Ich rufe Jens Teuber an. Er ist 55, Pastor, hat ein Kind. „Seit ich 50 bin, fühlt sich mein Alter immer besser an“, sagt er. Er habe das Gefühl, angekommen zu sein. Um sich herum aber sehe er öfter

queere Männer, denen es mit ihrem Alter nicht gut gehe. Da sei eine Sehnsucht dazuzugehören. Darum würden sich viele seiner Altersgenossen noch kleiden, als seien sie in ihren Zwanzigern – mit Wampe und Skinny Jeans.

„Jeder soll tragen, was er will. Aber mir zeigt das oft, dass da eine Angst vor Isolation und Einsamkeit ist“, sagt er. Jens Teuber war mit einer Frau verheiratet, die ihn als schwul kennengelernt hat. Sein Sohn ist zehn Jahre alt, er hat dadurch viel Kontakt zu heterosexuellen Männern, nimmt an Schulveranstaltungen teil, feiert seinen Geburtstag. Diese Fixpunkte, die vielen schwulen Männern fehlen – er hat sie.

Diese Beziehung erfülle ihn und gebe ihm Sicherheit. Doch habe er auch eine andere Zeit erlebt. „Früher habe ich im Gottesdienst gebetet: Bitte lass mich normal sein, nicht schwul“, sagt Teuber. Das sei sein inständiger Wunsch gewesen, bis er mit 17 Jahren einem Mann begegnet sei, der sechs Jahre älter war und in den er sich verliebte. „Das war ein Geschenk Gottes. Er hat meine Gebete gehört und gesagt: Sei doch zufrieden, dass du schwul bist.“ Seitdem ist auch der Glaube ein fester Ankerpunkt für Jens Teuber. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott.“ Der Satz aus der Bibel hat ihn geprägt.

Teuber sagt, dass jede Entscheidung in seinem Leben ihn zu dem gemacht habe, der er heute ist. Aber es seien eben seine Entscheidungen gewesen. Er hat seinen Glauben, und er hat seine Familie – das müsse aber nicht bedeuten, dass das für jeden der Weg sei. Das Besondere am Altern als schwuler Mann sei es, seine eigenen Freuden zu finden. Vorgegeben werde einem der Weg von der Gesellschaft nicht. Das könne große Angst machen, aber eben auch Freiheit geben.

Nach diesen Gesprächen ist das diffuse Gefühl für mich noch immer nicht ganz greifbar. Es ist keine Angst, aber auch keine volle Zuversicht. Keine vollkommene Zufriedenheit, aber auch kein ständiger Missmut. Mir ist aber klar geworden, dass das Altern als queerer Mann Energie kostet, dass es Aufmerksamkeit erfordert. Dass es nicht gegeben ist, sondern angeeignet werden muss. Da sind keine gesellschaftlichen Rollen, die wir einfach einnehmen, in denen wir leben können.

Genauso aber ist mir klar geworden, dass es meine eigenen Annahmen sind, die mein Älterwerden bestimmen. Ich bin mit dem Eindruck aufgewachsen, dass ein alter schwuler Mann einsam sein muss. Das ist falsch. Es wird Zeit, das schöne, freudige, erfüllte Altern zu zeigen. Ob mit Kindern oder ohne, mit Glauben oder ohne, mit Partner oder ohne. Ich selbst kann dabei vorangehen und entscheiden, wie ich älter werden möchte. Auf meine eigene Weise. Was ich brauche, was viele schwule Männer brauchen, ist eine neue Vorstellung vom Alter. Ein neues Gefühl. ◀



Künstlerin „Sarah“ posiert in Kinshasa in ihrem Kostüm „Kiadi Kibeni“. Das heißt so viel wie „Ich Arme“.

*Oben:* Patrick Kitete in einem Kostüm aus Flipflops, die er in den Straßen von Kinshasa gesammelt hat. Die Künstler der Stadt recyceln mit Vorliebe weggeworfene Alltagsgegenstände.  
*Unten:* Arnold Dumbi trägt sein Kostüm „Réveilleez-vous“ („Wachen Sie auf“) aus alten Zigarettschachteln.



Zauberfiguren aus Alltagsdingen: Diese Straßenkünstler tragen Kostüme aus Puppen, Drähten oder Dosen. Unser Fotograf hat sie in Kinshasa aufgenommen. Die Künstler aus der kongolesischen Hauptstadt setzen so auch ökologische, soziale und kulturelle Probleme in Szene.

*Fotos Kris Pannecoucke*

# KUNST FÜR KINSHASA

In alten Krawatten: Laut Gires Kanda GK wird die Welt von rücksichtslosen, gierigen Männern regiert, die Krawatten tragen und Künstler nicht ernst nehmen.



Auch das Gesundheitssystem wird aufgespießt: Das Kostüm von Flory Sinanduku vom Farata-Kollektiv besteht aus Spritzen.





Das waren einmal Energy-Drinks: Der junge Künstler Duda hat sein Kostüm aus Plastikflaschen hergestellt.



„Corona, Corona“, riefen ihm die Kinder hinterher, als er so durch Kinshasa schritt: Also nannte Shaka sein Kostüm „Covid-19“.



*Oben links:* Künstler Loyolo prangert mit seinem Kostüm den Mangel an trinkbarem Wasser in Kinshasa an.  
*Unten links:* Dieses Kostüm hat Shaka aus menschlichem Haar gemacht. Es sei nicht leicht gewesen, so viel Haar aufzutreiben, sagt er. Viele Kunden beim Friseur wollten ihr abgeschnittenes Haar nicht von ihm einsammeln lassen, weil sie dachten, er wolle sie verhexen.  
*Oben rechts:* Falonne Mambu kritisiert die Stromausfälle in den *cités*, den Slums der Stadt. Wegen der Dunkelheit in den Straßen kommt es oft zu Überfällen.  
*Unten rechts:* Pape Noir hat sich ein Kostüm aus Gummi geschaffen.

## „AUF DIE STRASSE GEHEN“

Fotograf Kris Pannecoucke über seine Fotos von Künstlern, die Armut in afrikanischen Städten und die Macht der Phantasie

*Herr Pannecoucke, warum steht Kongo im Mittelpunkt Ihres fotografischen Schaffens?*

Ich bin in Kongo aufgewachsen und habe meine Kindheit dort verbracht. Deswegen kenne ich das Land mit all seiner Schönheit und den Problemen. Kongo liefert einem Fotografen eine große Vielfalt an Geschichten. Ich interessiere mich für vieles dort – die Kunstszene, die Luftverschmutzung, das Leben in den Slums.

*Im Zentrum der Fotoserie für unser Magazin stehen Bilder, die Künstler des Landes zeigen und soziale Probleme anprangern. Wie ist die Idee für die Serie entstanden?*

Ich habe enge Beziehungen zu Künstlern in Kinshasa. Durch den Film „System K“ bin ich nochmals auf die Kunstszene aufmerksam geworden und die widrigen Bedingungen, mit denen sie umgehen muss. Jeder der Künstler hat eine besondere Geschichte. Das Leben als Künstler in Kinshasa ist schwierig: Es gibt keinen Kunstmarkt, keine öffentliche Förderung. Viele Künstler sind auf der Straße und verkaufen dort ihre Werke. Das bringt nicht viel Geld. Sie leben in bitterster Armut – und halten dennoch an ihren Träumen fest. Ich habe selten so viel Leidenschaft bei Künstlern gesehen. Und ich wollte diesen Künstlern ein Gesicht geben. Mein Wunsch ist es, dass sie Chancen in Europa bekommen, wie etwa Ausstellungen oder Einladungen in Künstlerresidenzen. In Kongo steckt großes künstlerisches Potential. Es sind meine Fotos, aber es ist ihre Arbeit. Ohne das künstlerische Schaffen und den Ideenreichtum der Künstler gäbe es meine Fotos nicht. Sie machen Kunst von und auf der Straße und zeigen, was für Kunstwerke aus Alltagsobjekten geschaffen werden können.

*Wie haben Sie Kontakt zu den Künstlern aufgenommen?*

Ich stehe in engem Austausch mit der Kunsthochschule in Kinshasa, der Académie des Beaux-Arts. Dort kenne ich die Professoren, sie haben mir Künstler empfohlen. Ich hatte selbst schon Ausstellungen in der Stadt. Diese Kontakte sind essentiell. Die Kunstszene dort ist nicht groß, es ist eine kleine Welt. Jeder Künstler geht da zu jeder Ausstellung – man kennt sich einfach.

*Der Austausch mit dem Publikum auf der Straße spielt eine große Rolle für die Künstler. Warum ist das so?*

Die Künstler finden es wichtig, auf die Straße zu gehen und mit Menschen über die Fragestellungen zu sprechen, die sie bewegen – soziale und kulturelle Themen. Viele Menschen in Kinshasa interessieren sich nicht für moderne Kunst oder haben Vorurteile. Viele wissen auch nicht, was zeitgenössische Performancekunst ist. Der Kunstbegriff ist in Kongo ein anderer als bei uns: Kunst wird dort mit Musik assoziiert. Malerei und Straßenperformances sind nicht so beliebt.

*Sie sagten, viele der Themen seien sozialer, gesellschaftlicher und kultureller Natur. Was sind das für Probleme?*

Krieg, Umweltverschmutzung, Gewalt. So setzt sich die Künstlerin Falonne Mambu mit sexueller Gewalt auf den Straßen von Kinshasa auseinander und schildert das harte Leben der Frauen. Eine ihrer Performances stellt elektronische Leitungen in den Mittelpunkt, als Symbol für sexuelle Gewalt. In den Slums von Kinshasa gibt es nachts stundenlange Stromsperrungen. Es ist stockduster, und das ist für die Frauen, die durch die dunklen Straßen laufen müssen, ein riesiges Problem. Die



Straßen sind meist leer, niemand geht mehr raus, es gibt keine soziale Kontrolle, dadurch entstehen Angsträume. Man hört täglich von Vergewaltigungen, Entführungen und Morden. Falonne hat in solchen Vierteln gelebt, und das war Inspiration für ihr Kostüm.

*Welches Kostüm, welcher Künstler hat Sie am meisten bewegt?*

Shaka – der Künstler mit den Puppenkostümen. Er ist in Kisangani aufgewachsen, einer Stadt, die vom Krieg zwischen der ruandischen und ugandischen Armee betroffen war, in der viele Menschen ums Leben kamen. Seine Kostüme sind technisch perfekt, aber auch seine Aussagen bewegen mich. Ich habe drei Aufnahmen von ihm gemacht, weil er drei Kostüme angefertigt hat – das eine mit den kaputten Puppen, das zweite mit Zahnpastatuben, das dritte aus menschlichen Haaren. Jedes Kostüm ist mit Symbolik aufgeladen. Er sucht nicht einfach nach Objekten auf den Straßen und macht daraus Kunst – er hat eine klare Aussage und ein Konzept.

*Wie ist die Kostümkunst in Kongo entstanden?*

Der Künstler Eddy Ekete, den ich auch fotografieren durfte, war der Pionier dieser Straßenkunstform. Er hat 2015 ein Kunstkollektiv mit dem Namen KinAct gegründet und dafür ein Kostüm aus ausrangierten Getränkedosen gefertigt. Sein Kostüm wurde dann beim Straßenfestival von KinAct gezeigt, als Kritik an der Umweltverschmutzung und dem Einfluss der westlichen Lebensmittelindustrie auf das Land. All die anderen Künstler, die ich fotografiert habe, waren dort und wurden von dem Kostüm inspiriert. Das war der Urknall dieser kongolesischen Kunstform.

*Spielt die komplizierte Kolonialgeschichte zwischen Belgien und Kongo eine Rolle in Ihren Fotos?*

Ja und nein. Ich adressiere diese Themen indirekt, weil ich mich mit den gesellschaftlichen Problemen in Kongo auseinandersetze, die ihre Wurzeln im Kolonialismus haben. Allerdings denke ich auch, dass wir im Jahr 2021 leben – ich möchte mich mit den zeitgenössischen Fragen des Landes auseinandersetzen. Ich kenne viele kongolesische und belgische Künstler, die sich mit dem Thema intensiver als ich beschäftigen. Viele von ihnen durchkämmen die Archive und verarbeiten das dort gefundene Material. Das ist aber nicht meine Arbeitsweise.

*Wann werden Sie das nächste Mal nach Kongo zurückkehren?*

2020 war ich leider nicht da, wegen der Corona-Pandemie, das war ein Ausnahmejahr. Aber normalerweise bin ich zu 50 Prozent des Jahres in Kongo und die andere Hälfte in Belgien. 2013 bis 2016 habe ich ganz in Kinshasa gelebt – ich hatte dort eine Wohnung und meinen Lebensmittelpunkt.

*An welchen Projekten arbeiten Sie im Moment?*

Ich werde das „Costume Art Project“ fortführen und bin dafür gerade im Gespräch mit weiteren Künstlern. Insgesamt habe ich 20 Künstler fotografiert. Auch sie arbeiten gerade wieder an neuen Kostümen, die ich ebenfalls aufnehmen möchte. Außerdem drehe ich gerade einen Dokumentarfilm über die Kunstszene in Kongo.

*Die Fragen stellte Kevin Hanschke.*



Der Künstler Shaka trägt sein Kostüm „Matshozi 6 jours“ („Sechs Tage Tränen“) aus blutigen Puppen, das er auch auf den Straßen Kinshasas präsentiert. Er will damit der Opfer des sechsstägigen Kriegs in seiner Heimatstadt Kisangani gedenken.

# BETTER BASICS

Individuelle Premium-Shirts  
direkt aus der Manufaktur

Sand & Olive GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin.

360 Farbkombinationen



### Nur für Dich gemacht

Hightech und traditionelle Handarbeit vereint. Individuell für Dich in Portugal gefertigt. In nur fünf Tagen direkt zu Dir.



### Alle Größen, alle Fits

Das Suchen hat ein Ende! Du kombinierst Stoff, Kragen, Farbe, Größe, Fit und Länge. Jede Variante ist bei uns stets verfügbar.



### Die besten Stoffe

Für unsere besonderen Stoffe sind wir 2 Jahre durch Europa gereist. Perfekter Tragekomfort, langlebig und nachhaltig.



### Das Richtige tun

Gut aussehen und Gutes tun geht zusammen. Alles was wir machen, machen wir im Einklang mit der Natur, den Menschen und Dir.

seven sands

seven sands.com

# „WIR SCHLIESSEN“

Von Hannes Hintermeier

Ein Textilgeschäft hört auf. Über die letzten Jahre des Modehauses Heilingbrunner in Cham, den Niedergang der Innenstädte – und den Fluch und Segen von Traditionen.

Ein Gehäuse wie dieses kann ein Gefängnis sein. Mit dicken Mauern und dunklen Gewölben, in denen man als Kind Gespenster und Monster vermutet, mit Dutzenden von Zimmern aus vielen Epochen, mit knarrenden Dielenböden, Linoleum und Teppichböden, verstaubten Speichern, mit Hintertreppen und versteckten Nischen, mit vornehmen Fluren und herrschaftlichen Prunkräumen voller barocker Figuren, und schließlich mit Hunderten Kleiderständern mit Tausenden Hosen, Hemden, Jacken, Kleidern, Blusen, Mänteln, zwischen denen man sich verstecken kann. Ein Haus der Lebenden und der Toten, ein Geisterhaus, bewohnt von vielen Geschichten und befeuert von dem Drang, sich immer wieder zu häuten, sich den Zeiten anzuschmiegen, der Familie und sich selbst gerecht zu werden, Schutz zu bieten und Geld zu erwirtschaften, damit seine Bewohner gedeihen und es am Leben erhalten. Ein Gehäuse wie dieses kann auch eine Symbiose sein.

So ein Haus, eigentlich sind es drei, die sich ineinander verstrickt haben, steht in der oberpfälzischen Stadt Cham am Marktplatz. Cham ist eine alte Handelsstadt, ihr Name wird auf Keltische zurückgeführt. Der Flussname „Chamb“ verweise auf „kambos“ für „krumm“ oder „gewunden“. Als Handelsplatz liegt Cham auf einer alten Route, die von Nürnberg hinüber ins Böhmisches, weiter nach Prag und bis nach Moskau führte. Der Regen, ein dunkler Nebenfluss der Donau, umkurvt die kompakte Altstadt wie eine Parabel. Hier, wie überall sonst in Bayern, kann man sehen, wie gut unsere Vorfahren Städte bauen konnten – schon allein, um sich zu schützen –, und wie schlecht die Gegenwart dieses Handwerk beherrscht. Bei der Anfahrt aus dem Süden über die notorisch von Rasern bevölkerte Bundesstraße 20 empfängt einen der übliche Gewerbesiedlungsbrei, hier noch übermäßig garniert mit im kalten Ostwind flatternden Werbebanner, ein regelrechter Flaggenwald des Konsums, billig und ohne jede Feierlichkeit.

Der Marktplatz dagegen zeigt schon ganz gut, was hier alles durcheinandergelassen ist, architektonisch vor allem. Reichlich Leerstand, und manche Geschäfte beklagen die Pandemie mit Plakaten: „Ostbayern sieht schwarz“. Textil Kusch, seit Jahren geschlossen. In der Mitte des Platzes ein Märchen-Brunnen des Bildhauers Joseph Michael Neustifter, der unter anderen den hier geborenen Grafen Nikolaus von Luckner feiert, der es 1791 bis zum Marschall der französischen Armee brachte. Ein ihm zu Ehren komponiertes Kriegsglied wurde später zur Marseillaise, weshalb das Glockenspiel im Rathaus von Cham die französische Nationalhymne spielt, jeden Mittag um fünf nach zwölf. Anderes wirkt prosaischer, so hat der Betonklotz, der ein Modeerlebnishaus birgt, eine bunte Luckner-Figur vor dem Eingang postiert, die aussieht, als würde der Marschall gleich vor Langeweile nach hinten umkippen, davor Stadtmobiliar der Neuzeit, Loungemöbel, ein Bücherschrank.

An der Nordseite des Platzes die drei roten Häuser der Familie Heilingbrunner. Hier hängt kein Schwarzseher-Plakat, sondern eine bittere zweiseitige Abrechnung des Hausherrn, welche

Auswirkungen Corona auf die heimische Wirtschaft zeitigt. Nicht von ungefähr verwerde man heute das Wort „Klamotten“ und meine damit Wegwerfware. Die Politik verstehe nicht, was sie anrichte. Sie trage zur Zerstörung einer lebendigen Innenstadtkultur bei durch Schwächung des Mittelstands. Und als wären die dunklen Schaufenster Ausdruck dieser Gemütslage, bahnt sich hinter den Mauern etwas an, das eigentlich im Schöpfungsplan solcher Dynastien nicht vorgesehen ist: Das Geschäft wird geschlossen, kein „Sale“ mehr, eine Salve – Schluss, aus, vorbei. Geschäftsaufgabe, keine Nachfolger in Sicht.

Ein solcher Schritt ist in diesen Jahren kein Einzelfall, sondern Symptom für den Wandel vieler historischer Altstädte. Die Frage ist nur, wann? Wird es je den richtigen, selbstbestimmten Augenblick dafür geben?

Ursprünglich stammt die Dynastie aus Wasserburg am Inn, dann wurden einzelne Mitglieder nach Moosburg und weiter in den Bayerwald hinauf verheiratet. Stets haben sich die Heilingbrunner für das Gemeinwesen engagiert, Patrizier, die sich als Bürgermeister und Ratsmitglieder verdient machten, eine Josef-Heilingbrunner-Straße im Westen der Stadt kündigt davon. Seit dem 18. Jahrhundert ist die Familie in Cham ansässig, 1894 kamen die Häuser in Familienbesitz, sämtliche Brände haben sie schadlos überstanden. Früher führen die Bauern mit Fuhrwerken in die Stadt und tauschten hier Flachs gegen Leinen. Seit 130 Jahren ist der Marktplatz 5 ein Textilgeschäft.

Ein Vollsortimenter, wie man früher sagte. Damen-, Herren-, Kindermode, Berufskleidung, Bettwäsche, Vorhänge. In den großen Zeiten, in den siebziger Jahren, erinnert sich die Chefin Annemarie Salzberger, waren drei Dutzend Personen im Haus beschäftigt. Verkäufer und Verkäuferinnen, Schneiderinnen, Kindermädchen, Köchin, Dienstmädchen, alles, was man braucht, um so eine Maschine am Laufen zu halten. Man war wer, und vor allem war das Geschäft was: Man musste nicht in die nächste Großstadt fahren, um sich angemessen einzukleiden. An der Spitze eines solchen Betriebs zu stehen verpflichtet. Und macht einen jene entscheidende Zentimeter größer, die einem der Glaube wieder nimmt. Bedenke Mensch, dass du katholisch bist und dass Hochmut vor dem Fall kommt. Das ganze Programm halt.

Als würde das „Geschäft“ nicht ohnehin dazu neigen, alles zu überwölben, sich seine Betreiber einzuverleiben. Ein echter Kaufmann hört nie zu rechnen auf, und seine Auszeiten sind knapp bemessen. Jeden Tag habe sie ihre Kinder gesehen – eine Stunde lang. Das sagt in der englischen Erfolgsserie „Downton Abbey“ Maggie Smith in der Rolle der Gräfinwitwe. Die Bürgerliche Annemarie Salzberger würde den gleichen Befund formulieren. Nur, dass die 1940 geborene Geschäftsfrau gearbeitet hat, den lieben langen Tag, bis sie abends die Kinder sah.

Ihre 80 Jahre sieht man ihr nicht an. Den ganzen Tag treppauf, treppab in diesem verwinkelten Haus mit seinen mehr als 800 Quadratmetern, das hält fit, auch wenn die Knie nicht mehr so recht wollen. Sie ist, wie sich das geziemt



Zeugen einer großen Vergangenheit: Einst blühte das Geschäft, nun sitzen die Puppen beschäftigungslos im Laden.

FOTOS: HANS WITTEBER



Nach so vielen Jahrzehnten müssen Annemarie und Günter Salzberger (unten) die Zeitläufte beklagen. Ihre Tochter Martina (links) ist gewissermaßen die Kuratorin einer kleinen Geschichte des deutschen Modehandels.



// Günter Salzberger wird wütend, wenn er an die Billigheimer denkt, die Jeans für zehn Euro oder weniger verkaufen. //

im Textilgewerbe, eine gut angezogene, schlanke und gepflegte Erscheinung. Eine geborene Heilingbrunner, ihr Mann Günter Salzberger, zwei Jahre jünger, stammt ebenfalls aus dem Gewerbe. Die Salzbergers, aus Landau an der Isar zugezogen, betrieben in Cham auch ein Textilgeschäft, aber ein nicht ganz so stattliches. In seinem Büro steht eine Schneiderbüste, die seine Uniform trägt. Der schneidige Leutnant von der Panzerbrigade im nahen Roding hat seinen ganz eigenen Kopf. Den drei Architekten, die in den siebziger und achtziger Jahren den hinteren Hausteil zur Schwänenstraße hin abreißen wollten, hat er die Tür gewiesen.

Annemarie kam als höhere Kaufmannstochter ins Internat zu den Englischen Fräulein nach Regensburg und dann noch für ein gutes Jahr nach Rosenheim, wo sie im Textilkauhaus Senf

eine Ausbildung machte. Die Lehranstalten der Ordensschwester waren keine Spielplätze zur Gemütsentfaltung, da herrschte Zucht und Ordnung, dafür gab es eine grundsätzliche schulische Ausbildung. Es sei eine herrliche Zeit gewesen, damals in Rosenheim, schwärmt Annemarie Salzberger, gute Geschäfte mit vielen Kunden, die aus Tirol nach Oberbayern kamen; ein eigenes Fahrrad, Freiheit und eine Perspektive. Doch dann kam die Rückholaktion, sie durfte keine Oberschule besuchen, sondern tat das, was man ihr sagte. Sie fügte sich, kehrte im Alter von 19 Jahren nach Hause zurück und arbeitete im elterlichen Betrieb. Als der Vater sich nicht länger gegen seine Depressionen wehren konnte und aus dem Leben schied, war sie 21. Ihre Großtante habe immer zu ihr gesagt: Du stehst in einer Reihe von starken Frauen. Aber gerade von der Patriarchin fordert das Geschäft seinen Tribut. Sie nahm die Rolle an, sie klagte nicht. Das Modekauhaus Senf hat übrigens 1998 für immer zugesperrt, nach 118 Jahren.

Der Patriarch schweigt nicht, er kann nicht anders. Denn Günter Salzberger hat eine rechte Wut auf die Dummheit der Gegenwart, und wie er da so auf der Treppe des überdachten Innenhofs steht, in eine grüne Lodenjacke geschlagen und angriffslustig, hat er sich für die Rolle eines Barockpredigers entschieden, der seiner Gemeinde wortmächtig die Weltlage erklärt. Dabei ist er ganz Sohn dieses widerspenstigen Landstrichs, wir sind hier nicht in einer lieblichen Gegend, sondern in der rauen Oberpfalz. Immer aufs Neue packt ihn die Wut, weil ihn die Zeitgenossen so dermaßen aufregen, dass er sie am Schopf packen möchte, um sie durchzuschütteln, damit sie endlich merken, dass sie in die falsche Richtung rennen.

Die Leute fragten ihn ständig, wann er aufhöre. Worauf er sie bescheide, da müssten sie schon da droben anfragen – und dabei zeigt er mit dem Zeigefinger gen Himmel. Lange vor Corona haben der Niedergang und das Ladensterben begonnen. Fuchsteufelswild könnte Salzberger werden, wenn er an die Billigheimer denkt, die Jeans für zehn Euro oder weniger verkaufen. Oder an Kunden, die bei ihm im Laden Hosen probierten, den Strichcode fotografierten, um dann bei einem Online-Händler zu bestellen. Diebstahl sei das, Betrug.

Seit 1969 sind die beiden verheiratet, drei Kinder haben sie bekommen, der Sohn ist Zahnarzt, eine Tochter bei BMW und eine Künstlerin. Es ist Letztere, das mittlere Kind, das sich das Schicksal des Hauses als Ausdruck einer Familiengeschichte am stärksten zu Herzen nimmt. Und wenn man Martina Salzberger durch die Stiegen und Flure auf die Speicher folgt, weiß man, warum. Man erforscht eine verstaubte Schatzkammer, einen begehren Super-8-Film. Jede Etage schreit nach einer ordnenden Hand, nach Entrümpelung – aber eben auch nach Bewahren, nach Wertschätzung. Wer in diesen Jahren sein Elternhaus ausräumt, womit viele Babyboomer gerade beschäftigt sind, weiß, was es bedeutet, die Sachen in die Hand nehmen zu müssen, Entscheidungen treffen zu müssen, Geheimnisse aufzudecken.

Das ist der Normalfall, der Fall Heilingbrunner ist ein Spezialfall. Ein Museum bundesrepublikanischer Modegeschichte, ohne Kurator. Ganze Abteilungen sind aufgegeben, aber nie geräumt worden. Man geht durch Herrenabteilungen aus den siebziger Jahren, „Derrick“-Szenen steigen aus dem Unbewussten hoch, dann Schulterpolsterexzesse der Achtziger. Der Traum eines jeden Requisiteurs, eine Fundgrube für jede Ausstatterin der Filmindustrie. Und obendrein alles Markenware, solide Qualität, kein Ramsch.

In den längst nicht mehr genutzten Repräsentationsräumen zum Marktplatz hin lagert eine beeindruckende Sammlung sakraler Kunst, darunter ein Jesus, der mit seinen Stöpsellocken aussieht, als hätte er bei Bob Marley in der Band gespielt. Auf dem Dachboden liegt neben Kinderwagen, bayerischen Fahnen, Kleiderständern und Puppenhäusern noch Leinen aus den Neunzigern des 19. Jahrhunderts, goldene Kleiderpuppen werben für Rogo-Strümpfe.

Eine Lösung ist nicht in Sicht, nur ein Riesengebirge von Arbeit und Abschied. Das wird ein schwieriges Kapitel in einer an schwierigen Zeiten nicht armen Familiengeschichte. Wie viele Kriegskinder finden die Salzbergers, nach 1945 habe mehr Zuversicht geherrscht als heute, obwohl die Zeiten ungleich schwieriger gewesen seien. Konjunkturdellen habe es immer wieder gegeben, aber auch den großen Aufschwung nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, als die Tschechen die bayerischen Läden stürmten. Drei große Textilgeschäfte und einen Kurzwarenhändler habe es damals in Cham gegeben, heute zählt Günter Salzberger 28 Textilanbieter in der Stadt, allen voran Aldi und Lidl. Wie soll man da den Leuten erklären, dass Zusammenhalt auch bedeutet, den örtlichen Händler zu unterstützen?

Keines der Kinder sah eine Zukunft für sich in diesem Geschäft. Die nächste Generation steht an der Schwelle zum Erwachsenenalter, womöglich tragen die Enkel eine Idee in sich, wie es mit dem textilen Erbe weitergehen könnte. Man könne ja auch einfach über den Geschäftsräumen wohnen bleiben, besetzt Annemarie Salzberger. Es hat sich natürlich herumgesprochen, dass hier Schluss sein soll, und aktiv nach Nachfolgern gesucht habe man nicht, aber Interessenten seien schon da gewesen, hätten das „Objekt“ besichtigt. Viel zu kompliziert, viel zu teuer, das barrierefrei umzubauen.

Vielleicht ein Seniorenheim? Annemarie Salzberger wirkt angesichts der großen Veränderungen, die auf sie zukommen, entspannt. Womöglich könne man mit seiner Zeit auch noch etwas anderes anfangen? Oder man legt sein Schicksal einfach in Gottes Hand, so wie man es all die Jahre versprochen hat zu tun?

Draußen auf dem Marktplatz hat jemand Morey Bernsteins okkultistischen Bestseller aus dem Jahr 1973, „Protokoll einer Wiedergeburt“, in den öffentlichen Bücherkasten gestellt. Mal reinlesen, wer weiß. Von sofort an ist dafür genügend Zeit. Anfang September haben die Salzbergers Schilder in die Schaufenster gehängt: „Wir schließen.“ Seitdem hat das Wort Schlussverkauf den Beigeschmack von Wahrheit. ◀



# IN EIGENEN ROLLEN

Von Maria Wiesner

Wir schauen zu, wenn sie nackt sind oder sich künstlich befruchten lassen: Berühmte Menschen mit ernstzunehmenden Karrieren neigen seit einiger Zeit zum Oversharing. Bringt uns das weiter?

Das wirklich Großartige an einem Filmstar ist, dass seine Liebe – wie die eines Gottes – bedingungslos ist. Er weiß nicht, dass wir existieren. Er kann nicht um uns trauern. Er kann nur ganz allein das sein, was er ist, ein Star.“ Als der New Yorker Autor und Dichter Tom Disch 2008 diese Zeilen für den jung gestorbenen Schauspieler Heath Ledger schrieb, gab es Instagram noch nicht. Stars waren glatte Projektionsflächen für die Träume ihrer Fans. Dischs Gott-Vergleich beschreibt treffend die bedingungslose Liebe, der sich die Bewunderer gewiss sein konnten, hatten sie doch keinen Weg, mit ihren Vergötterten zu kommunizieren und sich von ihnen etwas anderes erzählen zu lassen.

Die Worte des Dichters treffen aber auch ein weiteres Merkmal: Stars waren weit entfernte, überirdische Wesen. Als Heath Ledger starb, war sein öffentliches Bild geprägt von dem herausragenden Talent, mit dem er in seinen Filmrollen glänzte – und einigen Berichten in Klatschblättern über seine Schlaflosigkeit und seinen Medikamentenmissbrauch. Tatsächliche Einblicke in sein Privatleben gab es darüber hinaus nicht. Gut ein Jahrzehnt und ein paar Social-

Media-Plattformen später hat sich das drastisch geändert: Heute hüpfert Kourtney Kardashian im String auf ihren Partner Travis Barker, Karolína Kurková präsentiert ihre Schwangerschaft mit einem Nacktbild der Öffentlichkeit, und die Sängerin Lizzo teilt ihre Songs gerne auch mal in Unterwäsche an. Wer heute Instagram öffnet, ist den Stars manchmal näher, als es einem lieb ist.

So sah man in der Pandemie schon Madonna nackt in der Wanne zwischen Rosenblättern über das Leben sinnieren. „Mad-Men“-Superhausfrau January Jones teilte über Instagram mit, vom Lockdown gelangweilt, was sie in ihre „Badesuppe“ schüttet (unter anderem Backpulver, Salz und Essig). Und der sonst so durchtrainierte Schauspieler Will Smith zeigte sich dank Corona-Kilos „in der schlimmsten Form“ seines Lebens, mit Bäuchlein und schlaffen Armen. Götter sehen anders aus.

Reality-Shows im Fernsehen hatten uns schon daran gewöhnt, dass die dritte Reihe der Mächtigenprominenz sich entblößt. Doch wie reagieren wir darauf, wenn die Halbgötter jetzt von ihrem Olymp steigen und uns ihre menschlichen Schwächen in sozialen Netzwerken präsentieren? Wie Facebook, Twitter und Co. die Körperbilder ihrer Nutzerinnen und Nutzer beeinflussen, ist zune-

Leben als Reality-Show (von links oben im Uhrzeigersinn): Will Smith „in the worst shape“, Familienfoto der Sussexes, Gisele Bündchen beim Stillen und Chrissy Teigen nach der Totgeburt ihres Sohns

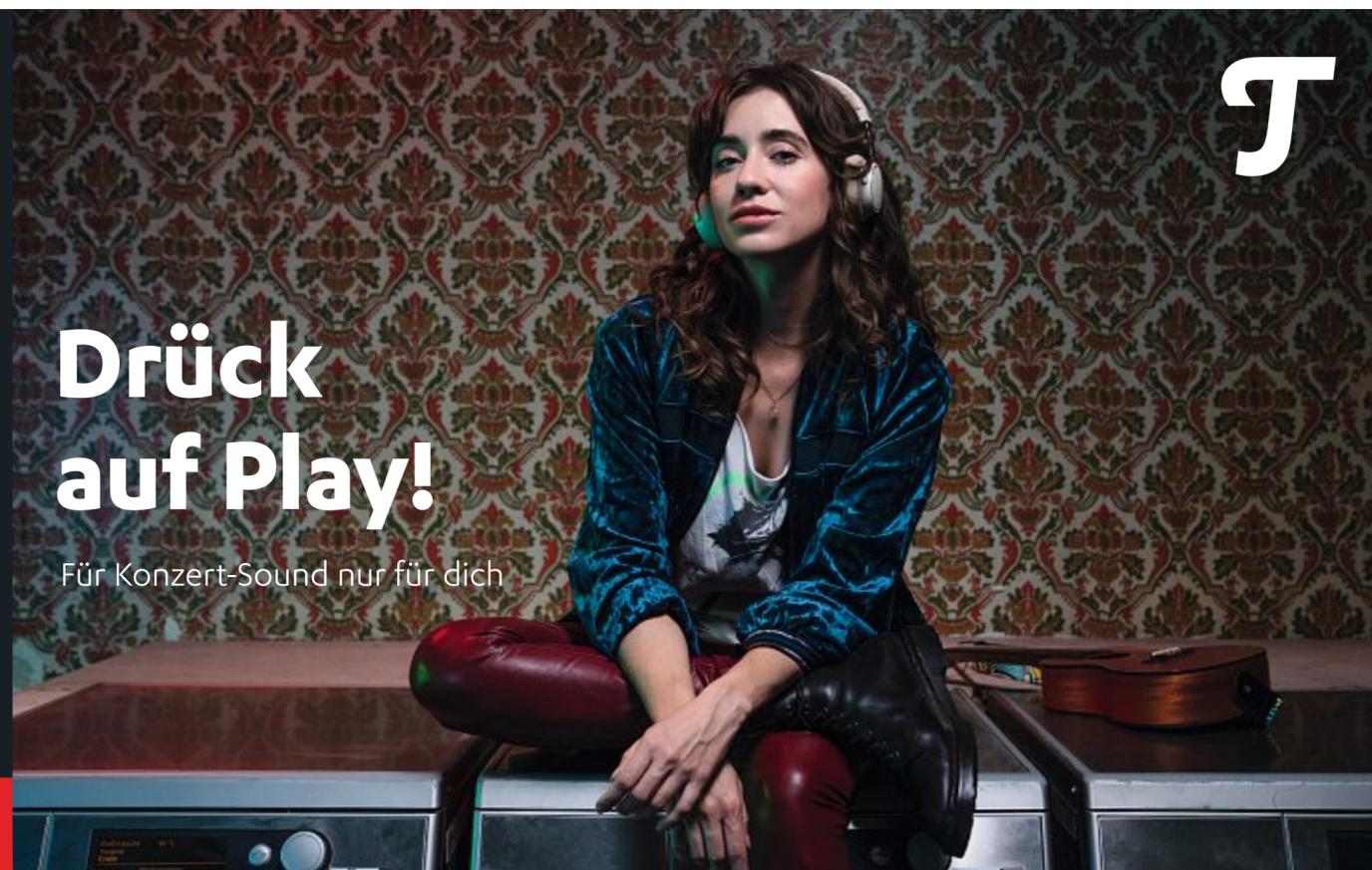
mend ein Thema psychologischer Forschung. Doch meist handelt es sich um Studien mit kleinerem Probandenkreis, die Schwerpunkte variieren zwischen Fragen zu Body Positivity, Fitness und Selfies. Den Aspekt der Prominenz berücksichtigen nur wenige Wissenschaftler. 2015 befragten die australischen Psychologen Jasmine Fardouly und Lenny R. Vartanian 227 Studentinnen. Ihr Ergebnis: Wer auf Facebook Posts und Bilder naher Verwandter und Bekannter sieht, fühlt keinen Druck, sich damit zu vergleichen. Handelt es sich jedoch um Celebrity-Bilder, erscheint den Nutzerinnen ihr eigener Körper weniger attraktiv. Die Forscher warnen, dass dieser Effekt zunehmen könne, je länger die Nutzerinnen sich auf der Plattform aufhielten.

Das Phänomen existiert nicht erst, seit es soziale Netzwerke gibt. Es ist so alt, dass es schon in der Popkultur verarbeitet wurde. In der Serie „Sex and the City“ schaut man in der Folge „Models und Menschen“ zu, wie sich die vier Freundinnen zu einem Abend mit Take-Away-Essen im Apartment von Carrie Bradshaw treffen. Als die Frauen ihre Modemagazine in die Hände bekommen, sagt die zierliche Charlotte den Satz: „Ich hasse meine Schenkel.“ Das Essen wird daraufhin angewidert beiseite geschoben. Dabei verkörpern

FOTOS: WILLSMITH/INSTAGRAM, MEGHANMARKE/INSTAGRAM, GISELE/INSTAGRAM, CHRISSTEIGEN/INSTAGRAM

# Drück auf Play!

Für Konzert-Sound nur für dich



Der SUPREME ON ist unser bisher leistungsstärkster Bluetooth-Kopfhörer und kommt mit den hier in Berlin entwickelten Linear-HD-Tönern für präzise Höhen und fein definiertem Bass. Und dank der Akkulaufzeit von bis zu 30 Stunden hörst du Musik nur für dich, wann immer du willst. Welches wird dein nächstes Konzert? **teufel.de**

Teufel

Geschichten dazu erzählen. So sehr solche Geschichten dazu verführen könnten, das Lied der Demokratisierung durch die sozialen Medien zu singen, muss an dieser Stelle natürlich auch auf jene hingewiesen werden, die diesen Trend unterlaufen und sich gegen den Imperativ der Authentizität stellen. Jene A-Liga-Stars, die gar nicht daran denken, sich in die neuen Rollen der angeblichen Rollenlosigkeit zu begeben. Aber wer weiterhin sein Image in der Öffentlichkeit kontrollieren und nur geprüfte Stückchen preisgeben will, braucht harte Disziplin und das Geld für ein gutes Team.

Beyoncé ist so ein Fall. Schwangerschaften macht sie durch Fotos öffentlich, die von professionellen Fotografen inszeniert sind. Ihr Mann geht fremd? Natürlich kann man darüber reden, aber doch bitte künstlerisch aufgearbeitet in Form eines Popsongs, der nicht nur das Image der selbstbewussten Künstlerin, sondern auch das Konto bereichert.

Das Model Gisele Bündchen hat auch nichts dagegen, die Debatte über öffentliches Stillen anzufachen – aber nur, wenn das Foto sie umringt von zehn Stylisten vor dem nächsten Auftritt zeigt. So lautet die Botschaft hier nicht nur: Ich bin eine progressive Mutter. Es heißt auch: Ich bin eine hart arbeitende Geschäftsfrau und könnte das ohne mein Team nicht schaffen.

Und wenn die Herzogin von Sussex Bilder ihrer zweiten Schwangerschaft zeigt, dann tut auch sie das, wie alles seit der Trennung vom britischen Königshaus, sorgfältig durchkomponiert und mit der Hilfe eines Profi-Fotografen, der das glückliche Paar für eine Aufnahme unter lichte Bäume bittet. Solche Aufnahmen erinnern an die offiziellen Fotos der goldenen Hollywood-Ära. Nur dass die Stars ihre Öffentlichkeitsarbeit heute selbst in der Hand haben und ihnen kein Studio mehr vorgibt, mit wem sie zur Party erscheinen müssen, um die richtigen Schlagzeilen zu produzieren.

hier vier Schauspielerinnen mit nahezu perfekten Figuren jene Großstädterinnen, die Komplexe mit ihren Körpern haben sollen. Sie tun es glaubwürdig: Mittlerweile gibt es Websites, die auf Charlottes „perfekte Schenkel“ spezialisiert sind.

Verändern sich unsere Normen also, wenn die Idole zeigen, dass hinter ihrer Perfektion harte Arbeit steckt – wie Will Smith es nun mit seinem Fitnessprogramm gegen den Pandemiebauch tut? Oder wenn wir ihre Schwächen sehen? Schaffen es diese vormaligen Halbgötter gar, Themen zu enttabuisieren, wenn sie sie an die Öffentlichkeit bringen? Denn Schauspielerinnen, Models und Sängerinnen sprechen nicht nur öffentlich über ihre Schwangerschaften, sie sprechen auch über all die Dinge, die dazugehören, über die aber selbst Mütter selten mit ihren Töchtern reden.

Die Komikerin Amy Schumer informierte ihre Fans ausführlich darüber, was mit ihrem Körper auf dem Weg zur, während und nach der Schwangerschaft geschah. Sie postete ein Foto ihres Bauchs mit blauen Flecken um den Nabel und auf Höhe der Eierstöcke während einer In-Vitro-Befruchtung. Sie zeigte ihren Bauch auch auf der Bühne, auf der sie noch im letzten Schwangerschaftsdrittel auftrat. Und sie machte kein Geheimnis aus den körperlichen Beschwerden, die sie während der Schwangerschaft plagten. Einige ihrer Shows musste sie aufgrund von Übelkeit absagen. Nach der Geburt teilte sie auf Instagram ein Foto, auf dem sie in fleckiger Hose und schlapperem T-Shirt das Kind auf dem Arm trägt. Darunter steht: „Das war das weitaus beste Jahr meines Lebens, und ich habe mich die Hälfte davon jeden Tag übergeben.“

Nun mögen das manche geschmacklos und narzisstisch finden. Doch Schumers weit mehr als zehn Millionen Instagram-Follower kommentieren es zu Tausenden, viele posten Herzen oder Liebeserklärungen. Auch Lena Dunham, Erfinderin und Hauptdarstellerin der Serie „Girls“, ist

ein Beispiel für den veränderten Umgang von Prominenten mit der Öffentlichkeit. Dunham schrieb im Februar 2018 in der Zeitschrift Vogue über die Entscheidung, sich aufgrund von Endometriose Eierstöcke und Gebärmutter im Alter von 31 Jahren entfernen zu lassen. Neun Monate später stellte sie „zur Neun-Monats-Feier“ des Eingriffs ein Nacktbild auf Instagram, auf dem sie ohne Make-up oder Filter mit allem zu sehen ist, was Modemagazine gerne wegretuschieren: Äderchen, Pölsterchen, das, was man nie auf Hochglanz, aber in der Sauna sieht.

Noch schockierender war der Tabubruch, den das Model Chrissy Teigen im Oktober vergangenen Jahres mit ihren mehr als elf Millionen Fans teilte: „Wir stehen unter Schock und sind in tiefer Trauer, von der Art, die man sonst nur vom Hörensagen kennt, solchen Schmerz haben wir noch nie zuvor gespürt“, schrieb sie unter ein Schwarz-Weiß-Bild, das sie im Krankenhaus zeigt. Tränen laufen über ihr Gesicht. Die Posts erzählen von der Totgeburt ihres Sohns. Sie zeigen, wie sie und ihr Mann, der Sänger John Legend, Abschied vom toten Kind nehmen.

Chrissy Teigen war nicht die erste, die darüber sprach, und sie blieb nicht die einzige. Von Beyoncé über Céline Dion und Brooke Shields bis Kirstie Alley haben Stars ähnliche Schicksalsschläge öffentlich gemacht. Gerade in einem Land, in dem Frauen noch immer darum kämpfen müssen, über ihren Körper selbst bestimmen zu können, ist das ein mutiger Schritt.

Dass solche Themen noch immer ein Tabu sind, stellte auch Michelle Obama fest. In ihren Memoiren zeigt sie sich überrascht: „Niemand sagt einem, dass Fehlgeburten die ganze Zeit passieren und von viel mehr Frauen erlebt werden, als man denkt, wenn man sich das relative Schweigen über das Thema anschaut.“ Michelle Obama erwähnte auch, dass viele ihrer Freundinnen, als sie von ihrer Fehlgeburt erfuhren, eigene

Viereinhalb Kilometer lang ist die Rittner Seilbahn, die von der Stadt hinauf nach Oberbozen auf den Ritten führt. Die Fahrt in der Gondel (derzeit für 35 statt für 50 Passagiere) dauert knapp zwölf Minuten. Die Sicht hinab ins Tal auf Bozen und die Berge ist atemberaubend – allerdings nicht für Menschen mit Höhenangst.



Rosengarten nennt sich das markanteste Bergmassiv der Dolomiten, dessen höchster Punkt auf 3004 Metern liegt. Abends kommt es zum Alpenglühen, die Berge färben sich rot, was den Namen erklärt, der früh schon Eingang in volkstümliche Sagen fand.

# Grüße aus



An ihm führt kein Weg vorbei: Der Mann aus dem Eis ist seit 1998 der Besuchermagnet von Bozen. Seitdem liegt die vor 30 Jahren entdeckte Gletschermumie gefriergetrocknet im Südtiroler Archäologiemuseum. Die originalgetreue Nachbildung haben die Niederländer Adrie und Alfons Kennis geschaffen.



Angeblich wurde Walther von der Vogelweide in Südtirol geboren. Grund genug, dem bedeutendsten deutschsprachigen Lyriker des Mittelalters den schönsten Platz der Stadt zu widmen, den Waltherplatz. Dort steht der Dichter aus weißem Marmor auf einem Brunnen und schaut in Richtung Dom Maria Himmelfahrt.

Die Landeshauptstadt von Südtirol ist nicht nur architektonisch sehenswert.

*Von Peter-Philipp Schmitt  
Fotos Norbert Franchini*



Neben den in ganz Tirol berühmten „Schützern“ stehen natürlich auch Knödel auf Mali Höllers Speisekarte: mit Spinat, Käse und Speck oder auch Roter Bete. Serviert werden sie mit brauner Butter, Parmesan und einem Glas Weißburgunder oder Vernatsch.



Gut 800 Burgen und Schlösser stehen noch heute in Südtirol, der burgenreichsten Region Europas, darunter 40 alleine in und um Bozen. Das Schloss Maretsch stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist besonders bei Hochzeitspaaren beliebt.

Sie ist die „Königin der Schlutzkrapfen“. Mehr als 2000 der je nach Saison mit Spinat, Brennnesseln oder Birnen gefüllten Teigtaschen stellt Mali Höller an fast jedem Tag her. Und das in dritter Generation im Bauernhof Buschenschank oberhalb der Stadt.



## „Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine  
TIPA-Awards-Gewinner 2013, 2017, 2020 und 2021



## Erik Chmil

WhiteWall Ambassador

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug unter Acrylglas mit Schattenfugenrahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.

[WhiteWall.com](http://WhiteWall.com)

Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Köln, München, Stuttgart, Wien, Zürich

 WHITE WALL

# DER ALTE MANN UND DER FLUSS

Rudi Hell ist einer der letzten Rheinfischer in Nordrhein-Westfalen. Von seinen Erfahrungen können auch Wissenschaftler viel lernen.

*Von Reiner Burger, Fotos Insa Hagemann und Stefan Finger*





Rudi Hell macht das Beiboot „Erpel“ los (oben). Sein Aalschokker „Anita II“ liegt zehn Meter vom Ufer entfernt im offenen Rhein. Andreas Eyhorn vom Fischereiverband (rechts) geht Hell bei der Arbeit zur Hand.

**B**ei Grieth, kurz vor der Grenze zu den Niederlanden, drängt der Rhein schon mächtig Richtung Meer. Tief hängen die Wolken an diesem Tag über dem Land. Rudi Hell steuert sein Motorboot in einem großen, eleganten Bogen zwischen zwei Frachtschiffen hindurch über den weiten Strom. Am Ufer gegenüber springt Marc Dickert an Bord, ein junger Biologe, der an der Universität Köln gerade seinen Master gemacht hat. Er arbeitet in der Forschungsstation Grietherbusch. Morgens und mittags gehen er und Andreas Eyhorn vom Fischereiverband Rudi Hell auf seinen beiden Aalschokkern zur Hand. Ein knapper Gruß, dann lässt Hell den Außenborder wieder aufheulen. Augenblicke später erreicht das Boot die linksrheinisch liegende „Anita II“.

Hell, ein großer Mann mit weißem Seemannsbart und Schiffermütze, braucht nur einen weiten Schritt, schon steht er in seinen klobigen Gummistiefeln auf dem Deck des Aalschokkers, der gut zehn Meter vom Ufer entfernt im offenen Rhein vor Anker liegt. Hell hat sich nicht verändert, seit wir uns 2015 das erste Mal trafen. Er ist agiler als viele, die Mitte 50 sind. Bald wird er 85.

Rudi Hell ist einer der letzten Rheinfischer in Nordrhein-Westfalen. Rund 300 Jahre lang haben Hells Vorfahren in Grieth am Niederrhein vom Fischfang gelebt. Ein Familienwappen, das in seinem Haus hängt, bezeugt es. Seit er denken kann, ist Hell auf dem Fluss unterwegs. Großvater Theodor zeigte ihm, wie man Lachs oder Salm fängt und wie man Aal-Reusen setzt. Im Frühjahr war damals das Uferwasser schwarz, so viele Maifische tummelten sich auf ihrem Weg vom Meer rheinaufwärts. Mit vollbepackten Pferdewagen zogen die Händler über die Dörfer. „Ein Eimer Maifisch kostete 50 Pfennig. Man aß mittags Maifisch, man aß abends Maifisch. Und damit man das ganze Jahr über Maifisch hatte, kochten die Frauen ihn in Gläsern ein.“

Den letzten nennenswerten Maifischfang soll es 1949 bei Wesel gegeben haben. Dann verschwand der Wanderfisch – wegen der vielen für ihn unpassierbaren Staustufen und wegen der immer schlimmeren Wasserverschmutzung. Je glänzender sich Deutschland im Wirtschaftswunder entwickelte, desto trüber wurde der Rhein. In St. Goar zog Fischermeister Severin Nagelschmidt während der Fangsaison 1960 erstmals Aale aus dem Rhein, die „so verdorben waren, dass seine Kunden sie zurückgaben“, hieß es im



Rudi Hell hat von seinem Großvater gelernt, wie man Lachs fängt und Aal-Reusen setzt. Heute fischt er vornehmlich im Dienst der Forschung. Gemeinsam mit dem Biologen Marc Dickert (unten rechts) führt der Fischer minutiös Buch über den Tagesfang.



// Den vielleicht mysteriösesten Fisch der Welt, den **Aal**, findet Hell so faszinierend wie keinen anderen. //



Die Ausrüstung prüfen und reparieren, auch das gehört zum Fischersein. Weina, von der Rudi Hell Bilder auf dem Handy zeigt (unten), ist die neue Frau in seinem Leben. Seit zwei Jahren schon wollen sie heiraten, doch Corona und die Folgen kamen dazwischen.



Sommer 1972 in der F.A.Z. „Der Versuch gelang, die Tiere durch eine dreiwöchige Kur in Becken mit Quellwasser wieder genießbar zu machen.“ Weißfische jedoch ließen sich nicht regenerieren. „Vor wenigen Tagen fischte Nagelschmidt zwei Forellen. Als er sie aufschneidet, stanken sie derart penetrant, dass selbst der Hund sich abwandte.“

An den üblen Phenolgeruch kann sich Rudi Hell gut erinnern. Der Rhein, dessen gesamtes Einzugsgebiet von starker Industrialisierung, dichter Besiedlung und intensiver Landwirtschaft geprägt ist, war damals einer der schmutzigsten Flüsse der Welt. Mit dem „Aktionsprogramm Rhein“ gelang es in den vergangenen Jahrzehnten, die Wasserqualität so weit zu verbessern, dass der Fluss heute nur noch als „mäßig belastet“ gilt und immerhin wieder so sauber ist wie in den Vorkriegsjahren. Viele zwischenzeitlich verschwundene Fischarten wie der Lachs sind zurückgekehrt. „Auch der Zander-Bestand hat sich toll entwickelt“, sagt Hell.

Ein ganz besonderer Moment für den Rheinfischer: als er 2010 in Zusammenarbeit mit der Forschungsstation Grietherbusch zum ersten Mal seit Jahrzehnten wieder Maifisch im Rhein nachweisen konnte. Das zwei Jahre zuvor begonnene internationale Wiederansiedlungsprojekt war also geglückt. Doch bis heute kann sich die Population nicht selbst reproduzieren. Immer wieder müssen Hunderttausende Maifischlarven ausgesetzt werden.

Von der Fischerei leben konnte schon Rudi Hells Vater nicht mehr. Auf den Rhein zog es den Sohn dennoch. Eine Zeitlang fuhr Hell als Binnenschiffer von Rotterdam hinauf bis Straßburg und wieder zurück. „Mit einer Familie war das natürlich nix.“ Also arbeitete er als Schwimmbaggermeister in einer nahen Kiesgrube – was auch den Vorteil hatte, dass er wenigstens in seiner Freizeit wieder Rheinfischer sein konnte. „Fischersein prägt, das liegt einfach im Blut.“ Seit Hell vor 19 Jahren in Rente ging, ist er voll und ganz Fischer. Die nach seiner verstorbenen Frau benannte „Anita II“ ist schon sein zweiter Aalschokker. Von Familie Nagelschmidt in St. Goar hat Hell den 1934 in Holland gebauten Kutter 2010 gekauft. „Unter Rheinfischern kennt man sich.“

Die Fischerei ist nicht nur Leidenschaft für Rudi Hell. Seit vielen Jahren fischt er auch für die Wissenschaft, für Universitäten und Institute – unter anderem in Trier, Essen und Köln. Es geht um die Erfassung des Bestands von Maifisch, junglichem Lachs, Fluss- und Meerneunauge und Aal, dem vielleicht mysteriösesten Fisch der Welt, den Hell so faszinierend findet wie keinen anderen. „Glasale“ heißen die Tiere, wenn sie aus dem Westatlantik kommen, als „Steigaale“ schwimmen sie Flüsse hinauf. Immer genau dort, wo einst ihre Eltern lebten, ob in Mosel, Neckar, Elbe oder Rhein, wachsen sie in den folgenden Jahren, fressen sich ihre Fettreserven an für die viele tausend Kilometer lange Reise zurück in die Sargassosee im subtropischen Westatlantik, auf der sie

dann nichts mehr zu sich nehmen. Dort laichen die nun „Blankale“ genannten Tiere. Dann verenden sie.

Jeden Abend spannt Hell sein 34 Meter langes Netz zwischen zwei Auslegebäumen der „Anita II“ auf wie eine riesige Einkaufstasche. Um an den Fang zu kommen, braucht er es nur zu schließen. Dafür wirft Hell einen gemütlich tuckerknden Dieselmotor an, der eine Seilwinde antreibt. Nach einer Weile erscheint der untere Baum aus der Tiefe des Rheins und berührt den oberen. Das Wasser rauscht. Marc Dickert steigt ins Beiboot „Erpel“, lässt sich ein paar Meter rheinabwärts treiben. Er zieht die Reuse an Bord. Kreischend umkreisen ihn Möwen, die auf Beifang hoffen. Einige Zander sind heute ins Netz gegangen, auch Bresen, Nasen, Gründlinge, aber kein Aal. „Wär halt Vollmond, da sind die nicht so gern unterwegs“, brummt Hell. Jeden Fisch vermisst Eyhorn einzeln. Dickert führt Buch. Hell schreibt sich die Maße in sein eigenes großes Notizbuch. Dann dürfen die Fische zurück in den Rhein.

Als Biologe lernt man sehr viel von einem so erfahrenen Fischer, sagt Dickert. „Und so ein Aalschokker macht ganz hervorragendes Wanderfisch-Monitoring möglich.“ Denn mit der Auslegnetz-Fangtechnik lässt sich aus einem breiten Streifen des Rheins die Fischfauna gewissermaßen herausfiltern. Anhand der Fließgeschwindigkeit und der Größe des Netzes kann man die Menge der Biomasse bestimmen. Noch exakter funktioniert das, wenn man beide Seiten eines Stroms fortwährend im Blick behält. Deshalb hat sich Hell 2019 einen weiteren Schokker angeschafft – ebenfalls von Familie Nagelschmidt. „Heinz“ liegt stromaufwärts im rechtsrheinischen Rees. Wenn die Renovierungsarbeiten unter Deck abgeschlossen sind, will Hell den Kutter in „Weina“ umbauen. Es ist der Vorname der neuen Frau in seinem Leben.

Weina ist 61 und lebt in Nord-China. Hell zieht sein Smartphone aus der Tasche, wischt zärtlich über ein Dutzend Bilder: Weina mit ihren Geschwistern in ihrer Heimat, Weina mit ihren Enkeln am Niederrhein, Weina an der Uferpromenade in Grieth. „Findst du nicht auch, sie sieht aus wie 45?“ Der Rhein und die chinesische Wollhandkrabbe haben die beiden zusammengebracht.

Vor einiger Zeit kam zu Rudi Hell ein chinesischer Wirt, der am Niederrhein ein Restaurant betrieb. Er fragte, ob der Fischer auch Wollhandkrabben fangen könne. Für Fischer Hell war das kein Problem, Wollhandkrabben gibt es reichlich im Rhein. Wann genau das Tier nach Deutschland kam, weiß niemand genau. Vermutlich brachten Handelsschiffe die Krabbe Anfang des 20. Jahrhunderts in ihrem Ballastwasser als Larven von China in europäische Häfen. Erst 1912 dokumentierten Wissenschaftler die Existenz des exotischen Krabbeltiers in Deutschland.

Anfangs bestaunten die Leute die einschließlich ihrer langen Beine bis zu 30 Zentimeter breiten Einwanderer. Charakteristisch für die Tiere sind ihre wollig behaarten

Scheren, die manche als „Handschuhe“ (daher der deutsche Name) bezeichnen. Doch weil die Wollhandkrabbe in ihrer neuen Umgebung keine natürlichen Feinde hatte, verbreitete sie sich rasend schnell. „Eine Plage ist das“, schimpft Rudi Hell. Zwar ernähren sich die Allesfresser vor allem von toter Biomasse, aber wenn sie in Reusen gelangen, sind die darin gefangenen Fische eine leichte Beute für sie.

In den dreißiger Jahren versuchte man auch an der Elbe, der Krabbeltiere mit großangelegten Bekämpfungskampagnen Herr zu werden. Fuhrwerksladungen von Hand aufgesammlter Krabben transportierten Landwirte in ihre Schweineställe oder Hühnerhöfe. Doch alle Mühe war vergebens. Der Vormarsch der Schalentiere kam erst zum Erliegen, als die Industrie immer mehr Dreck in die Flüsse leitete. Kaum wurde das Wasser wieder sauberer, begann ein unheimlicher Krabbenaufschwung.

Aus Sicht von Umweltschützern wäre es am besten, die Tiere würden wie in Ostasien als Delikatesse entdeckt: der Feinschmecker als regulierender Feind. „Sie ist wirklich gut“, sagt Hell. „Fast wie Hummer. Am besten sind die Weibchen, wenn sie viele Eier haben.“ Bei einem Wollhandkrabben-Essen stellt der chinesische Wirt Rudi Hell seiner Mutter Weina vor. „Es hat gleich gefunkt.“

Er hat Sehnsucht nach Weina. „Seit zwei Jahren sind wir schon mit dem Heiraten dran.“ Erst waren die deutschen Behörden nicht zufrieden. Weil in China früher nicht alles von Geburt an schriftlich dokumentiert wurde, sind Weinas Papiere lückenhaft. „Also hatten wir geplant, in China zu heiraten, in zwei Stunden wäre das dort erledigt.“ Aber dann kam Corona. „Ich setz' mich doch nicht in den Flieger, um erst mal 28 Tage in Quarantäne zu landen. Da ist der ganze Urlaub gleich weg.“ An Weihnachten war Weina zuletzt am Niederrhein. „Lange Zeit“, seufzt Hell, als er sich ins Beiboot „Erpel“ hangelt.

Nach vier, fünf kräftigen Griffen am Tau sind wir zurück am Ufer. „Vorsicht, die Basaltbrocken sind glitschig, am besten einen ganz großen Schritt machen.“ Rudi Hell steht schon oben auf der Böschung und lächelt milde. „Wenn man Rheinfischer ist, braucht man keinen Fitnessbunker.“



Nach getaner Arbeit gibt es zu Hause bei Rudi Hell einmal in der Woche Rhein-Aalsuppe. Nach eigenem Rezept und natürlich selbst gekocht.



// „Wenn man **Rheinfischer** ist, braucht man keinen Fitnessbunker.“ //



www.entdecke.das-ist-thueringen.de

Freistaat Thüringen

Dem Ruf der Natur folgen? Jetzt Thüringen entdecken.

Unberührt und ursprünglich. Für Naturfreunde ist Thüringen ein Paradies.

Naturfilmer Andreas Kfeling weiß, dass seine Heimat Thüringen viel zu bieten hat: einen Urwald mitten in Deutschland. Einen Fernwanderweg, der sich durch unberührte Landschaften schlängelt. Radwanderwege entlang ursprünglicher Wasserläufe. Mehr unter: www.entdecke.das-ist-thueringen.de.

# RETTUNG AUS DEM KELLER

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Geht immer: Kommen überraschend Gäste vorbei, sind sie mit Spaghetti alla Puttanesca gut bedient.



Leiden auch Sie unter der Zwangsvorstellung, es könnte plötzlich eine größere Besuchergruppe bei Ihnen einfallen, und Sie möchten sie aufs Beste verköstigen? Dann sollte ich ein dafür prädestiniertes Nudelrezept vorstellen. Alle essentiellen Zutaten, mit Ausnahme des Knoblauchs, den man aber in irgendeiner Form immer verfügbar haben sollte, lassen sich hervorragend auf Vorrat halten. Zum Beispiel in einem Kellerregal, das dafür reserviert ist.

Die Sauce kann polarisieren – es gibt ja viele, die Meerestieren, intensiven Aromen und Schärfe skeptisch gegenüberstehen. Ich bin auch nicht begeistert, wenn meine Pizza mit ganzen Anchovis gepflastert ist. Aber in diesem Fall geht das in Ordnung: Selbst wenn die Sauce intensiv und scharf sein sollte, relativiert sich das auf dem Teller in der Mischung mit der mildernden Pasta.

Die wörtliche Übersetzung des aus Süditalien stammenden Gerichts lautet: „auf Hurenart“. Über seine Entstehung kursieren verschiedene Geschichten. Eine besagt, dass das Gericht Anfang des 20. Jahrhunderts in den Bordellen Neapels aufgekommen sei, um einerseits aus ständig verfügbaren und billigen Zutaten eine kräftige Stärkung für das Personal zu bieten und andererseits durch den betörenden Duft Kundenschaft anzulocken. Eine andere Anekdote basiert darauf, dass „porca puttana“ im Italienischen auch für „Ach du Scheiße“ stehen kann. Als einmal eine hungrige Reisegruppe in ein „leergefüttertes“ Restaurant gekommen sei, habe sie den verzweifelten Wirt aufgefordert: „Dann koch uns irgendeinen Scheiß!“ Und er habe eine scharfe,

pikante Tomatensauce aus Sardellen, Oliven und Kapern zusammengerührt. So kommt man in die Geschichtsbücher der Kochkunst.

## ZUTATEN FÜR ETWA 4 PERSONEN:

- 500 g Tomaten in Stücken aus der Dose oder Flasche (Polpa di Pomodoro)
- 100 g schwarze Oliven, entsteint
- 3 EL Kapern
- frischer Knoblauch (2–4 Zehen)
- einige Sardellenfilets aus dem Glas
- 1–2 scharfe rote Peperoni oder 1 TL getrockneter Peperoncino
- Tomatenmark
- Olivenöl
- 500 g Spaghetti
- Rotwein

Nehmen Sie eine schwere, voluminöse Pfanne, und schütten Sie reichlich Olivenöl hinein, bis der Boden gut bedeckt ist. Dünsten Sie bei mäßiger Hitze zwei bis vier gehackte Knoblauchzehen, sechs bis acht Sardellenfilets (Anchovis) aus dem Glas und einen Teelöffel Peperoncino (getrocknete italienische Peperoni) an. Nach kurzer Zeit zerfallen die Filets, und der Duft, den die schmutzige Mischung verbreitet, lässt auch Skeptiker vergessen, dass sie Meeresgetier in der Pfanne haben. Mischen Sie einen Esslöffel Tomatenmark unter und rösten Sie alles vorsichtig an.

An dieser Stelle gerne mit einem Schuss Rotwein ablöschen, ist aber kein Muss. Geben Sie nun die Tomaten hinzu, alles gut vermischen, dann die Oliven (halbiert oder in Scheiben) und die Kapern (abgetropft oder – falls gesalzen – abgespült). Alles unter gelegentlichem Rühren 15 bis 20 Minuten offen köcheln lassen, gegen Ende abschmecken, gegebenenfalls nachsalzen oder nachschärfen und vor dem Anrichten reichlich gehackte Petersilie dazugeben.

Währenddessen kochen Sie die Spaghetti wie gewohnt. Ob Sie sie kurz vor Ende der Kochzeit gleich zur Sauce geben und etwas weiterköcheln lassen oder die Pasta fertig auf die Teller geben und die Sauce darüber gießen, ist Ihnen überlassen. Und auch wenn manche nun aufschreien mögen: Ich rasple mir noch Pecorino über den dampfenden Teller. Dazu einen kräftigen süditalienischen Rotwein servieren, zum Beispiel einen Primitivo.

Kann man nur noch hoffen, dass bald wieder unverhofft Gäste kommen.



## Wo Lebensfreude zum Greifen nah ist.

Weine aus der Pfalz: Qualität, die man schmeckt.



Die 13 deutschen Weinregionen sind geschützte Ursprungsbezeichnungen.



Die Pfalz ist eines der 13 deutschen Weinanbaugebiete, das die EU als geschützte Ursprungsbezeichnung anerkannt hat. Typisch für das zweitgrößte deutsche Weinbaugebiet ist das mediterrane Klima. Geschützt vom Pfälzerwald gedeihen hier vor allem weiße Sorten wie Riesling, Weiß- und Grauburgunder, bei den Rotweinen dominieren Dornfelder und Spätburgunder. [www.pfalz.de/gu](http://www.pfalz.de/gu)

Zum Wohl.  
Die Pfalz.

Willkommen  
in besten Lagen.  
[deutschevine.de](http://deutschevine.de)

# SCHWER IN FAHRT

Von Walter Wille

Ein Brocken ohne Beispiel:  
Der Big Boxer passt zum  
Zeitgeist wie die Faust aufs  
Auge. Kann BMW damit  
sogar Harley-Davidson  
überholen?

Es ist schon lange her, dass wir beschlossen haben, den Begriff nicht mehr zu verwenden, nie mehr. Altmodisch, wie er ist, altherrenhaft. Aber nun ist der Moment gekommen für eine Ausnahme, auch wenn es Überwindung kostet. Männermotorrad.

Harley-Davidson baut so etwas und neuerdings auch BMW. Als alle begannen, nur noch von Elektro zu reden und von Mikromobilität, widmete sich in dem Münchner Unternehmen eine Truppe Unbeirrbarer der Makromobilität – entwickelte erst heimlich, dann still und leise einen Motor von ungeheuren Ausmaßen, der so elektrisch ist wie eine Dampfmaschine. 1,8 Liter Hubraum misst der größte Boxermotor der Geschichte, eine Skulptur der Schubkraft, ein Brocken ohne Beispiel. Als BMW ihn der Öffentlichkeit präsentierte, fiel mancher vor Schreck vom Lastenrad. Der Big Boxer passt zum Zeitgeist wie die Faust aufs Auge. Trotzig stemmt er sich dem Strom entgegen. Ist dies das letzte grandiose Aufbäumen des Verbrennungsmotors am Ende des fossilen Zeitalters?

BMW ist selbst ziemlich begeistert von dem Zweizylinder. Wir empfanden ihn beim Probefahren als im Wortsinne mitreißend. Er dient als Antrieb für eine neue Baureihe großer Cruiser und Touringmotorräder der klassisch amerikanischen Geschmacksrichtung. Harley-Davidson hat dieses Segment über Jahrzehnte kultiviert und für sich reklamiert. Es handelt sich um einen lukrativen Markt. Die Bayern möchten endlich mitmischen und stellen sich auf Antrieb dermaßen breitbeinig dort hin, als hielten sie sich für die wahren Erfinder des – wir zitieren – „American Way of Ride“.

Weil in diesem Genre Glaubwürdigkeit genauso wichtig ist wie Technik und Design, liefern sie nicht einfach einen Harley-Abklatsch mit weißblauem Logo, sondern greifen zurück auf Stilmittel aus der eigenen Historie: Tropfen-tank wie anno Tobak, Rahmenkonstruktion nach Art der Altvorderen, der spektakuläre Anblick einer offen rotierenden Kardanwelle zum Hinterrad und allerlei mehr. Und im Zentrum, als Gegenstück zum uramerikanischen V-Twin, der Boxer. Urbayerisch. Since 1923.

Der Achtzehnhunderter gab sein Debüt vor einem Jahr im 350-Kilo-Cruiser R 18, der noch als einigermaßen schlank zu bezeichnen ist. Jetzt schiebt BMW die ganz großen Kaliber hinterher. Die R 18 B ist ein Bagger mit Lenkerverkleidung und Seitenkoffern (Bags), bei der R 18 Transcontinental handelt es sich um die mit noch mehr Luxus und Stauraum ausgestattete Variante fürs Abspulen der Distanz New York–Los Angeles mit der Sonne und einem Lächeln im Gesicht.

Mit diesen mordsschweren Maschinen ist BMW in der Königsklasse angekommen. Dort spielt die Musik, und zwar im Wortsinn. Mächtige Audioanlagen kämpfen mit dem Fahrtwind und dem Auspuff um Gehör. BMW hat dazu eine wattgewaltige Kooperation mit Marshall geschlossen, Harley lässt die Boom



Masse und Macht: In der R 18 B von BMW (oben) arbeitet der Big Boxer, das letzte große Statement des fossilen Zeitalters. So machen die Münchner sogar Harley-Davidson (unten die CVO Street Glide) Konkurrenz.

Box wummern oder als Premiümlösung Rockford Fosgate.

Wer ein paar Extras bestellt, schraubt den Preis einer Bagger oder Transcontinental spielend auf 30.000 Euro. Harley-Davidson, der Platzhirsch, hat das Publikum längst an dieses Niveau gewöhnt. Die Motor Company aus Milwaukee lässt es dabei nicht bewenden, bietet unter dem Kürzel CVO hochexklusive Sondermodelle – limitierte Auflage, Speziallack, edle Komponenten – seiner Bagger und Supertourer an. Die tragen Namen wie CVO Street Glide oder CVO Ultra sowie Preisschilder der Größenordnung von 40.000 Euro und mehr. So weit ist BMW noch nicht. Ausschließlich die CVOs werden mit dem dicksten Motor ausgestattet, der im Harley-Imperium verfügbar ist. Zurzeit ist das der Milwaukee-Eight 117 mit 1923 Kubikzentimeter Hubraum, 105 PS und 169 Newtonmeter Drehmoment.

So eine Harley ist eine Oase der Unaufgeregtheit, eine R 18 nicht minder. Souveränität bestimmt das Fahrerlebnis, der Alltag perlt ab. Big Boxer und Big Twin sind die schönsten

Motorradmotoren der Gegenwart. Alles, was stört – Leitungen, Schläuche, Kabelbinder – sucht das Auge vergeblich. Alles, was zur Faszination einer Verbrennungsmaschine beiträgt, ist im Übermaß vorhanden: Kraft und Kultiviertheit, Charakter und das Gefühl des prallen Lebens im Zeichen der Kurbelwelle. Ein Elektromotor hat kein Leben, sondern eine Funktion. Interessanterweise versucht Harley-Davidson seinem Elektromotorrad LiveWire durch einen Kniff Emotionen einzuprogrammieren: Steht das Motorrad auf dem Fleck, zuckt sein Antrieb, lässt über Lenker und Sitz ein Pochen, einen künstlichen Herzschlag spüren. Das sagt alles.

Bei der Gelegenheit: In Elektrodingen zählen Harley-Davidson und BMW zu den wenigen namhaften Zweiradherstellern, die bisher durch Kreativität und durch die Entschlossenheit aufgefallen sind, in Zukunft leichte, flinke, jugendliche Batteriefahrzeuge auf den Markt zu bringen. Und übrigens: Mit der Handhabung eines Baggers der 400-Kilo-Kategorie tun sich viele Herren schwer und manche Damen leicht.

Männermotorräder? Pah! ◀

FOTOS: UNTERNEHMEN

## Frankfurter Allgemeine SELECTION



### Ice Orange Tree

von Erwin Wurm

Erwin Wurms Arbeiten finden international große Anerkennung. So stellt das Guggenheim Museum in New York und Centre Pompidou in Paris seine Werke aus. Eine seiner legendären aktiven „One Minute Skulpturen“ hat Erwin Wurm nun in Murano Glas gegossen. In der Skulptur „Ice Orange Tree“ halbt die flüchtige Performance nach und

erinnert an den konzentrierten Moment und einen gelungenen Balanceakt, in dem Alltag und Kunst vereint sind. Die täuschend echt wirkenden leuchtenden Orangen werden von zwei Fingern der linken Hand gehalten, die klare Glasskulptur vermittelt den Charakter eines eingefrorenen Moments einer skurrilen Geste.

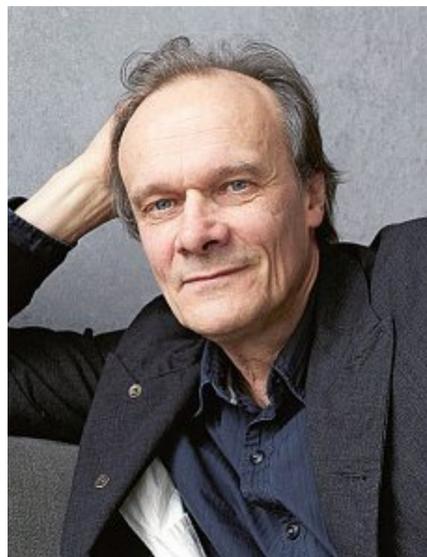
**Sichern Sie sich eine von 8 Skulpturen (42 x 17 x 8 cm) zum Einführungspreis von 36.000 Euro.**

F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften und vielversprechenden Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

**faz.net/selection, Info (069) 75 91-1010, Fax (069) 75 91-80 82 52**



# „AUF DER THEATERBÜHNE PFEIFE ICH NICHT“



## Was essen Sie zum Frühstück?

Ich stehe zeitig auf, frühstücke aber erst spät, nicht vor halb zwölf, und ich esse dann reichlich und gesund: einen Esslöffel Leinöl, frisches Gemüse, angemachten Quark, Obst, Nüsse, Kefir, Ei, Käse, Feta, Tomaten, Marmelade, manchmal geräucherter Fisch oder rohen Schinken. Dazu Brot von Pfister – ich lebe ja zum Glück in München – und Kaffee oder schwarzen Tee. Die Mahlzeit muss bis 18 Uhr halten. Dann esse ich zum zweiten Mal und danach nichts mehr. Man nennt das 16/8-Fasten, auch wenn die Speisekarte morgens nicht nach Fasten klingt.

## Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Es gibt in Köln an der Aachener Straße den Salon Schmitz, auch bekannt als Metzgerei Schmitz, dort konnte man viele Jahre lang einen stets schwarz gekleideten, kahlköpfigen Herrn bei einem Espresso treffen, der einen in seinen versteckten Kleiderladen führte, wo er ausgesuchte belgische, italienische und japanische Kleidung verkaufte. Teure Sachen. Sehr teuer. Wenn man darüber maulte oder verhandeln wollte, sagte er: „Du bist doch Künstler! Bist du etwa geizig? Ein Künstler muss sich verschwenden können.“ Eingeschüchtert und zugleich hingerissen von einigen Kleidungsstücken, habe ich dort viel Geld gelassen.

## Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Bei besagtem Herrn habe ich in den Achtzigern drei wunderschöne Jacken gekauft. Zwei davon sind mir bei Filmpremieren gestohlen worden, als ich auf die Toilette ging und das Sakko über der Stuhllehne zurückließ. Ein dunkelblaues Cordjackett, weiß gefüttert, besitze ich noch und trage es immer, wenn ich lässig, aber auch unwiderlegbar gut angezogen erscheinen möchte.

## Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das war ein Wutbrief an den Stellvertreter meines Theaterintendanten, ebenfalls in den achtziger Jahren. In das Kuvert habe ich außerdem an Unrat hineingestopft, was gerade in der Nähe war: Zigarettenkippen, Asche, alte Orangenschalen. Er hat es mit Humor genommen.

## Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Zuletzt Édouard Louis: „Das Ende von Eddy“. Dass ein junger Mensch so schonungslos von sich und seiner Familie erzählt und das Ganze „Roman“ nennt, hätte ich nicht für möglich gehalten. Ein Leseerlebnis, das auf mein eigenes Schreiben wie eine Vitaminspritze gewirkt hat.

## Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Nonstop von morgens bis nachts durch Printmedien, Internet, „Tagesschau“, Dokumentationen.

## Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Der letzte Film, die letzte Theateraufführung, das Buch, das ich gerade lese. Ob der Talk „small“ bleibt, hängt auch vom Gesprächspartner ab.

## Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„Nomadland“. Eine Freundin der Hauptfigur, keine Schauspielerin, sondern eine echte Nomadin, entwirft einen Plan für ihre letzte Reise zu den Klippen Alaskas. Sie beschreibt den Flug der Vögel an diesen Klippen, und man ahnt, dass sie sich dort in den Tod stürzen wird.

## Sind Sie abergläubisch?

Kaum. Ich pfeife nicht auf einer Theaterbühne, aber das hat mehr mit Respekt als mit Aberglauben zu tun.

## Worüber können Sie lachen?

Über unfreiwillige Komik. Auch wenn jemand ausrutscht. Kann sein, dass ich lachen muss, während ich zu Hilfe eile.

## Ihre Lieblingsvornamen?

Maria und Jakob.

## Machen Sie eine Mittagspause?

Manchmal schlafe ich über Mittag.

## In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

In Deutschland. Das liegt so schön zentral.

## Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Grüner Veltliner.

## Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ein Auto macht mich nicht frei.

## Was ist Ihr größtes Talent?

Einen neuen Versuch machen.

## Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich versinke in Selbstgesprächen. Vernünftiger wäre es, das Nichts auszuhalten.

## Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Den Mann, den sie Jesus Christus nannten.

## Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich trug mal einen Ehering aus Platin und Gold. Der saß etwas locker. Einmal habe ich auf der Fähre von Meersburg nach Konstanz mit den Fingern auf der Relling getrommelt, so dass der Ring ins Wasser fiel. Meine Frau behauptet seitdem, ich sei nun mit dem Bodensee verheiratet. Weiteren Schmuck trage ich nicht.

## Haben Sie einen Lieblingsduft?

Abgeriebene Zitronenschale.

## Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Das ist eine traumatische Frage, wegen der Schulaufsätze zu diesem Thema. Da streikt mein Hirn.

## Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei einem Soloabend des Geigers Gidon Kremer mit Musik des 20. Jahrhunderts. Ein Erlebnis, das meinen Glauben an die Kunst gefestigt hat.

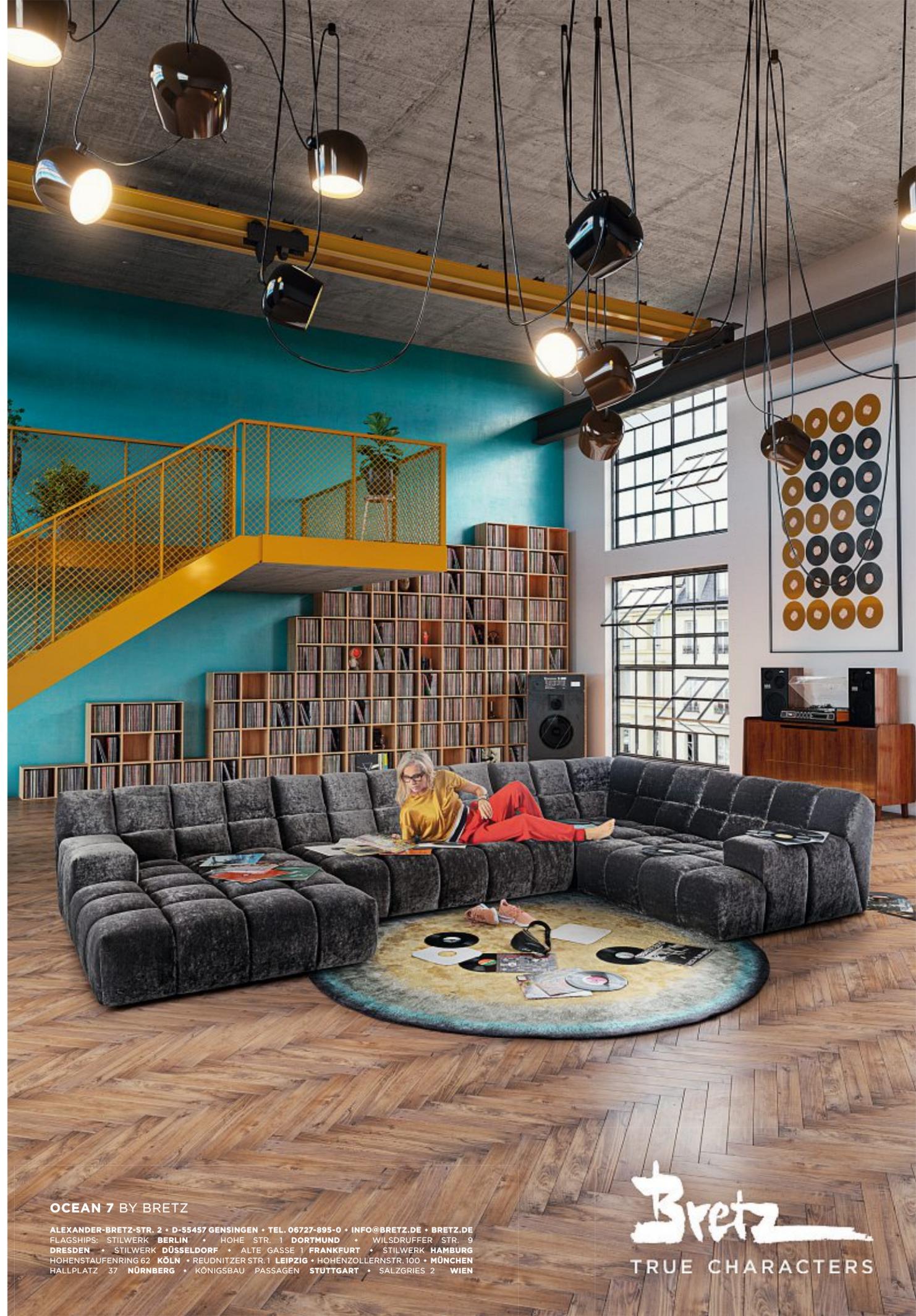
## Was fehlt Ihnen zum Glück?

Zum Glück fehlt mir eigentlich nichts.

## Was trinken Sie zum Abendessen?

Abends gern alkoholfreies Weizenbier.

## Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.



## OCEAN 7 BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE  
 FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9  
 DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG  
 HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN  
 HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

**Bretz**  
 TRUE CHARACTERS



**CELINE**